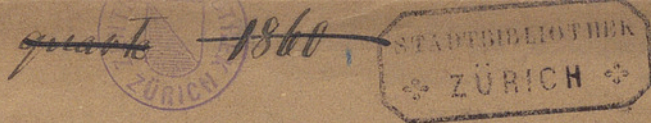


alt 175 h
Nekr H 0099



Johann Jacob Gottfinger

erster Großmeister

der

ALPINA.

Gabe der Freundschaft, zu dessen Andenken,
für die
Mitglieder der Loge zur Bescheidenheit.

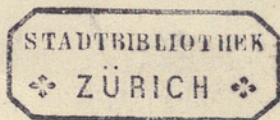


Zürich,
Druck von Drell, Füßli & Comp.
1860.



J. J. Göttinger.

Phot. Aust. v. J. Ganz.



Johann Jacob Gottfinger

erster Großmeister

der

A L P I N A.

Gabe der Freundschaft, zu dessen Andenken,

für die

Mitglieder der Loge zur Bescheidenheit.

mit 2. Holzschnitten



Zürich,

Druck von Drell, Füßli & Comp.

1860.



Vertrag über die

Verpflichtung

von

1881

Die Unterzeichneten

haben

unterzeichnet



Zeugnis von der Vollständigkeit der

1881



„Denken und Fühlen, Wissen und Glauben, beide gleich
nöthig, beide gleich unzerstörbar, können nur in der liebenden
That sich finden, in dieser nur sich verstehen.“

Hat je Einer seinen Wahlpruch im Leben wahrhaft verwirklicht, so der, welcher diesen Wahlpruch schon in früher Zeit für sich aufgestellt. Nie hat er etwas Höheres gekannt als die liebende That und es wäre uns ein Leichtes zu zeigen, wie er diesen Sauerteig durch sein ganzes Leben hin verarbeitet. Doch wir wollen dem Verewigten keine Lobrede halten, wir dürften so wenig auf freundliche Zustimmung von seiner Seite hoffen, dessen schönster Schmuck tiefe, innerlichste Demuth gewesen war. Das Einfache, das Schlichte, das Unge schmückte, das liebte er für sich. So wollen wir denn auch einfach und schmucklos seinen Lebensgang erzählen.

Johann Jakob Hottinger ward geboren den 18. Mai 1783 in dem Hause am Fischmarkt in Zürich, welches den Namen Käshütte trägt. Der 18. Mai war damals gerade ein Sonntag. Geburt und Sterben fiel also auf geweihte Tage. Sein Vater, Hans Kaspar Hottinger, Urenkel des berühmten Orientalisten und Kirchenhistorikers Heinrich Hottinger, genoss als Kaufmann der allgemeinen Achtung. Die Mutter Elisabetha Landolt war eine Tochter Mathias Landolt's, Mitgliedes des Großen Rathes, Amtmanns in Embrach, später in Rüschach. Kurz vor der Geburt unsers Jakobs starb der Großvater von väterlicher Seite und das von demselben geleitete Geschäft, in der Fabrikation von Crepe und glatten Seidenstoffen bestehend, wurde nun durch den Vater, dessen jüngsten Bruder und einen Schwager übernommen und fortgeführt.

Die Eltern verließen bald die Wohnung am Fischmarkt und Hottinger selbst erzählt: „Meine frühesten Jugenderinnerungen führen mich auf die Höhe der gegenwärtigen Baustätte für unser Polytechnikum und die Hochschule, in das diesen zum Opfer gefallene Haus zum Schienhut genannt, in dessen oberem Stock meine Eltern eine Wohnung mit gesunder Luft und herrlicher Fernsicht bezogen hatten, in die Epoche eines behaglichen Wohlstandes.“ Hier kam er wenig mit der städtischen Welt in Berührung. Er blieb unter Aufsicht und Leitung einer sorgsamen Mutter auf seiner Sonnenhöhe, wohin täglich, ihm Lese- und den ersten Schreibunterricht zu ertheilen, eine Lehrerin (Lehrgotte) kam. Seine von Anfang an sehr lebhaftes Phantasie fand ihre erste willkommene Nahrung in allerlei Bilderbüchern. Aus Schellenberg's Kupfern zu den biblischen Erzählungen, aus den Scenen der vaterländischen Geschichte darstellenden, Neujahrsstücken der Zürcher-Gesellschaften, aus einem Almanach mit Bildern von dem englisch-nordamerikanischen Kriege, Basedow's „alles Wissen umfassendem“ Elementarwerk, Raff's Naturgeschichte für Kinder holte er sich seine ersten Kenntnisse. Die Mutter sowie der Abends aus seinem Geschäftslokale heimkehrende Vater wurden daneben von dem wißbegierigen Kinde mit vielfachen Fragen bestürmt.

Schon damals war Geschichte sein Lieblingsfach. Die Erzählungen aus dem Leben der israelitischen Patriarchen, von den Kämpfen des israelitischen Volkes unter den Richtern und Königen fesselten in hohem Grade sein Gemüth. Nicht minder fühlte er sich angezogen durch die vaterländische Geschichte. Die Schlachten für Gewinn und Sicherung unserer Freiheit standen in strahlendem Glanze vor seiner Einbildungskraft. Den Freunden erzählte er oft gar lieblich: „Von der Unbesiegbarkeit und Würde eines Republikaners hatte ich die höchsten Begriffe und als ich einst — warum? weiß ich nicht mehr — zu weinen anfing und meine Mutter mit einer Miene der Geringschätzung die Worte hinwarf: „Ein Schweizer und weinen!“ ließen dieselben einen tiefen Eindruck bei mir zurück.“ Ein Schweizerheld zu

werden mit einer solch prächtigen Uniform, wie der Vater sie trug als Hauptmann der Infanterie, dieß wurde bald das heißgeliebte Ideal seines kindlichen Geistes. Waffen in die Hände zu bekommen war seine Herzensfreude und die bei der nahe liegenden Kronenpforte Wacht stehenden Stadtsoldaten mußten ihm Unterricht geben in deren Handhabung. Diese brennende Liebe zum Kriegshandwerk blieb ihm, später noch gemehrt durch die kriegerischen Zeiten, bis in's reifere Jugendalter hinein.

Dem glücklichen Phantasieleben auf der stillen Bergeshöhe entriß ihn gegen das Ende des sechsten Lebensjahres eine abermalige Wohnungsveränderung. Seine Eltern bezogen das Haus unten in der Stadt, in welchem das Seidengeschäft geführt wurde. Die lebhafteste Gewerbsthätigkeit in diesem Hause nahm die Aufmerksamkeit des Knaben in vielfachen Anspruch und gefiel ihm gar wohl. Schon begann er sich in der Stille als künftigen Fabrikanten und Handelsmann zu betrachten.

Auch jetzt noch blieb er gegen die übrige Knabenwelt ziemlich abgeschlossen. Weil nämlich die öffentlichen Schulen sehr schlecht in den untern Schulklassen bestellt waren, ließ ihm der Vater fortwährend Privatunterricht geben, jetzt durch einen jungen Theologen, der ihn in die deutsche Grammatik und die ersten Anfänge der lateinischen Sprache einführte. Ein liebevolles Andenken blieben ihm aus diesem Unterricht die einfachen gemüthsreichen Gellert'schen Lieder, die ihn sein Lehrer auswendig lernen ließ. Noch im spätesten Alter fand er eine Erquickung in dieser Erinnerung. Acht Jahre alt, kam er in die sogenannte Lateinschule und machte hier, unterstützt durch seinen Privatlehrer, rasche Fortschritte.

Noch hatte er indessen das neunte Jahr nicht völlig zurückgelegt, da gab der Tod des Vaters seinem Schicksal eine ganz neue Wendung. Diese ersten Jugendjahre gehörten zu den glücklichsten, freundlichsten seines Lebens. Er selber hat es ausgesprochen: „Nur mit innigem Danke gegen die Vorsehung und den liebevollsten Erinnerungen kann ich auf jene erste Lebensperiode zurückblicken.“ Sein Vater, ein humaner Bildung sehr zugethener Mann, hatte regelmäßig an einem Wochenabende eine kleine Männergesellschaft in seiner Wohnung versammelt und meist den Jakob in einer Ecke mit anwesend sein lassen. Diesen aber interessirte es gar sehr die Gespräche zu hören, die Charakterzeichnungen hervortretender Mitbürger und Zeitgenossen. Oft wurde auch er in freundlichem Scherz um seine Meinung befragt. Er zog aus diesen Unterhaltungen nach seiner eigenen Aussage den reichen Gewinn, daß sie ihn später als Arbeiter auf dem historischen Felde mit dazu veranlaßten, die Ursachen der Zeiterscheinungen und Zeitbewegungen weit eher in Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit der Handelnden als in bloß materiellen und aus diesen hergeleiteten äußern Vorgängen zu suchen.

Wir haben uns etwas länger bei der ersten Jugendgeschichte aufgehalten, um genauer das im Keime zu betrachten, was nachher in so schöner Weise sich entfaltete.

Die verwitwete Mutter, die ihrer fünf Waisen zu erziehen hatte, bekam nun eine schwere Aufgabe und schwerer noch, als bald nach dem Hinschied des Vaters auch der bisherige Wohlstand zu Grunde ging. Ungeschickte Leitung des von Verwandten des Vaters fortgesetzten Geschäftes verursachte schreckend schnell gänzlichen Verlust des väterlichen Vermögens. Die Familie war von da ab genöthigt, in jeder Beziehung sehr eingeschränkt zu leben. Doch unsers Jakobs fröhlicher Sinn, liebevolles Gemüth, natürliche Bescheidenheit ließen ihn bald die frühern Herrlichkeiten vergessen und leicht sich gewöhnen an die neue Lebensweise. Diese Eigenschaften verbunden mit einer kindlichen Treuherzigkeit machten den schönen blühenden Knaben zu einer Allen lieben Erscheinung.

Doch seinen phantasievollen Geist füllten die Begebnisse der Schule und das Spiel seines Alters nicht aus. Einen tiefen gewaltigen Eindruck machten auf ihn die großen Zeitereignisse: der Kampf der Schweizergarden in Paris, die Vorgänge bei'm Regiment Chateaufieux, Danton's und Robespierre's Blutherrschaft. Ueberhättelten vollends zur Messezeit zahlreiche Buden mit einer Masse haarsträubender Schreckensscenen die schaubegierige Jugend, da wurde er ganz Feuer und Flammen, „warum nicht die ganze Welt sich aufmache, eine so verbrecherische Nation zu verderben wie die französische, warum die Blitze des Himmels noch länger zögern, die Mörderbanden zu vernichten.“

Enger noch berührte ihn ein Ereigniß im eigenen Vaterland, das von den Meisten der damaligen Zeit auch als eine Wirkung der französischen Revolution betrachtet wurde: der sogenannte Stäferhandel. Unser Jakob ebenfalls fand es ganz in der Ordnung, daß man die betreffenden Seegemeinden militärisch besetzte. Doch bald änderte sich bei ihm das harte Urtheil, als er ehrbare Männer mit Stricken gefesselt nach der Stadt bringen sah. Zu seiner großen Freude vernahm er, daß Lavater und andere würdige Bürger von Zürich sich für die Gefangenen verwendeten.

Die Jahre 1795—1798 waren nach außen für Zürich ruhige Zeiten und boten wenig aufregende Ereignisse. Dafür bekam jetzt die Schule für den Knaben auf einmal ein erhöhtes Interesse, indem der junge Philologe Bremi, ein Schüler Wolf's, den Unterricht im Griechischen an der fünften Klasse der Lateinschule übernahm. Bremi wußte in hohem Grade bei seinen Schülern die Begeisterung für das Hellenenthum zu erwecken; ein ebenso strenger, genauer wie liebevoller Lehrer nach unsers Hottinger's oft wiederholtem Zeugniß. Als dann 1798 die Wehen der französischen Invasion über unser Vaterland hereinbrachen, fand Hottinger mit seinen Jugendgenossen für die trostlose Gegenwart Erquickung in dem, was Homer's Gesänge von herrlicher Vorzeit erzählten. In diesem Jahre kam er übrigens aus der lateinischen Schule in das Kollegium Humanitatis. Doch da sah er sich bald in seinem Studium unterbrochen durch die sich um Zürich konzentrirenden feindlichen Heere. Hörsäle wurden zu Kasernenzimmern umgewandelt, die Kollegien natürlich damit eingestellt. Er machte sich nun fast täglich mit einigen Freunden auf die Höhen des Zürichbergs, sei's der Annäherung oder Entfernung des Kanonendonners zu lauschen, sei's die Bewegungen der feindlichen Heere zu beobachten. Jetzt war keine Zeit zum Bücherlesen.

In Stadelhofen wohnend, sah er von seiner Wohnung aus manche wilde aufregende Scene mit an. Wie weitaus die meisten seiner Mitbürger war er den Oesterreichern zugethan, bewunderte den ritterlichen Erzherzog Karl und sah in den Franzosen lauter geldgierige Charakterlose Leute. Unter den Schweizern besaßen voraus Moys Neding, Friedrich von Steiger, dann General Hoze seine Hochachtung. Nur in den Planen dieser Männer sah er das Heil des Vaterlandes.

Nachdem er indeß das Kollegium Humanitatis durchgemacht hatte, fragte es sich, welchem Berufe er sich zuwenden sollte. Man bestimmte ihn zur Theologie. Seinem phantastischen Gemüth und seinem feurigen Geist hätte freilich in der kriegserfüllten Zeit das Kriegshandwerk besser zugesagt, welches einige seiner bisherigen Schulkameraden ergriffen. Da er aber nun einmal diesen Herzenswunsch aufgeben mußte, so setzte er das Studienleben fort, so gut es ging bei den durch die damaligen Wirren über alle Maßen schlecht bestellten Schulen. Das Interesse an der Kriegswissenschaft blieb ihm jedoch unbenommen. Er studirte verschiedene Werke über dieselbe, was ihm später bei der Beschreibung italienischer Feldzüge zu gute kam. Außerlich gehörte er zur Schule, innerlich aber lebte er ganz den Zeitereignissen.

Nach den Jahren verheerenden Krieges kam wieder eine Zeit relativer Ruhe. Mit Vertreibung der Oesterreicher und Russen aus der Schweiz hörte der äußere Kampf auf, desto stärker entbrannte nun der innere Kampf der Parteien, der Unitarier mit den Föderalisten. Dieser Parteikampf steigerte sich so, daß die Stadt Zürich im Jahr 1802 der Centralregierung den Gehorsam versagte, was dann die bekannte Belagerung zur Folge hatte. Die Stadt entwickelte einen energischen Widerstand, bei dem unser Hottinger auch sehr thätig war. Er gehörte einem Freikorps an, das auf häufige Refognoszirungen ausging. Wahrhafte Ruhe und allmählig gesticherte Zustände brachte erst die Mediationszeit und damit auch ein Wiederaufleben humaner Bildungsbestrebungen, ein segensreiches Zusammenwirken verschiedener Kräfte. Dies hatte für Hottinger ebenfalls seine wohlthätigen Wirkungen.

Mannigfach war sein Urtheil über politische Dinge anders geworden seit 1798. Er sah nicht mehr auf der einen Seite alles Licht, auf der andern alles Schatten und es machte seine ihm von Natur innewohnende Milde auch in seinem politischen Urtheil sich jetzt geltend. Von besonderem Segen aber

wurde ihm die Bekanntschaft mit Escher von der Linth, die in diese Jahre fällt. Genöthigt durch die gedrückte Lage seiner Familie ertheilte er schon als Student Privatunterricht, so auch einer Tochter Escher's. Damit trat er in engere Beziehungen zu diesem Manne und die reine, hohe, edle Vaterlandsliebe desselben machte auf ihn einen tiefen Eindruck, trug ihn hinaus über den engen Kreis der vaterstädtischen Interessen und von seiner bisherigen Umgebung ihm ausgeprägter Urtheile. Er lernte auch in politischen Dingen unterscheiden zwischen bewußt selbstsüchtigen Tendenzen und verkehrter, aber gut gemeinter Absicht, zwischen Irreleitenden und Irregeleiteten. So war sein Urtheil über den 1804 ausbrechenden sogenannten Vöckenkrieg schon vielfach anders als das seiner Jugendfreunde, und innig schmerzten ihn die harten, scharfen Urtheile nach demselben.

Zur Erweiterung seines Gesichtskreises half ihm ferner mannigfaltige Lektüre. Er machte sich mit den Schriften deutscher, englischer, französischer und italienischer Klassiker bekannt. Von den Engländern studierte er vorzüglich auch Kriegsgeschichte. Bei aller Neigung aber für das Schönegeistige, für Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft, vernachlässigte er seine Theologie nicht. An ein systematisches Studieren haben wir freilich nicht zu denken. Sein bestes Wissen erhielt er auch nicht aus den Hörsälen, sondern in privatem Umgang mit einigen hervorragenden Geistlichen der Vaterstadt. Besonders viel verdankte er einem theologischen Kränzchen bei dem edeln Antistes Hef. Als Kind hatten ihn einst dessen biblische Geschichten entzückt, jetzt die von diesem frommen Gelehrten geleiteten wissenschaftlichen Forschungen im neuen Testament. Die Stunden, die er in diesem Kränzchen zubrachte, blieben ihm stets in theurem Andenken. Für die Fächer der praktischen Theologie: für Homiletik und Katechetik fand er einen ausgezeichneten Lehrer in dem Pfarrer des Waisenhauses, Salomon Vögeli, der regelmäßig strebsame Theologiestudierende bei sich zu versammeln pflegte. Bis zum Jahre 1804 waren Hottinger's theologische Studien soweit gediehen, daß er nunmehr das Staatsexamen glänzend bestehen konnte und unter lobender Anerkennung seiner Kenntnisse ordinirt wurde. Die Ordination bildete den Abschluß für die Jugendperiode seines Lebens, für die Periode der vorherrschenden Phantasie- und Gemüthsthatigkeit. Wir gehen über zu derjenigen, welche er selber die des lebhafter erwachenden Denkvermögens und einer anwachsenden, mehr realistischen Richtung genannt hat.

Trotz der Lobsprüche, die ihm zu Theil geworden, fühlte Hottinger gar sehr die Lücken in seiner theologischen Bildung. Er wußte viel, aber nichts so ganz, so gründlich, wie es sein gründlicher Sinn verlangte. Er hatte bei der geringen Zahl der damaligen Kandidaten fast jeden Sonntag sei's in der Stadt, sei's auf dem Lande zu predigen und predigte mit der ganzen Gefühlswärme der Jugend. Dennoch befriedigten seine Predigten ihn nicht, sie kamen ihm zu arm an Gedanken vor. Füllte dieses viele Predigen, sowie seit der Ordination vermehrter Privatunterricht schon so seine Zeit aus, daß er wenig für das Privatstudium mehr thun konnte, so wurde letzteres beinahe unmöglich gemacht, als er 1805 auch noch die Oberlehrerstelle an der Waisenanstalt erhielt. Um so willkommener war ihm daher der Antrag unter Bedingungen, die auch seiner Familie angenehm sein mußten, einen reichen jungen Graubündner auf Reisen und die Universität zu begleiten. 23 Jahre alt, trat er mit demselben im Sommer 1806 die Reise an über München und Dresden nach Berlin. Zwei andere Freunde von Zürich gesellten sich ihnen bei. Das Vaterland verließen sie im Zustand des Friedens. Was aber Hottinger in der frühern Jugendperiode daheim von Kriegsdrangsal gesehen, sollte er nun auf erweitertem Schauplatze in großartigern Dimensionen wiedersehen. Schon begannen, als er mit seinen Begleitern in Berlin war, die Gewitterwolken heran zu ziehen, die sich bei Jena entladen sollten. Dieß beschleunigte seinen Aufbruch. Kaum war ihm noch vergönnt, einen flüchtigen Besuch bei dem berühmten Landsgenossen, Johannes von Müller, zu machen. Doch trotzdem, daß er schnell aufgebrochen, wurde seine Hoffnung vereitelt, mit seinem Zögling noch durch die beiderseitigen Heere nach Heidelberg, dem Ziele ihrer Reise, gelangen zu können. Einen Tag vor der Schlacht bei Jena trafen die beiden Reisenden in Erfurt ein. Hier bekam Hottinger den Herzog von Braunschweig und dessen bei Waterloo

gefallenen Nachfolger, sowie den Großherzog von Weimar und den nachherigen General Kleist-Mollendorf zu sprechen und sah die Veteranen des preussischen Generalstabs in der Nähe. Vom Großherzog von Weimar erhielt er ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an Göthe. Diesen merkwürdigen Aufenthalt in Erfurt hat Göttinger selber in Zichoffe's Miscellen für die neueste Weltkunde Jahrgang 1811 folgendermaßen beschrieben:

„Ich verließ in dem verhängnißvollen Herbst des Jahres 1806 Berlin. Von meinen drei Reisegefährten, lauter Landsleuten, gedachten zweien zur trauten Heimath ans Ufer der Limmat zu kehren; der dritte und ich unsere Studien in Heidelberg fortzusetzen.

„Krieg war die allgemeine Losung in Brandenburg. Im Sande der Straßen wateten Regimente, karrten Artillerie- und Bagage-Züge. Wir sparten weder Trinkgelder noch Pferde, um wo möglich noch vor der Katastrophe vom Fleck zu kommen.

„Das niedliche Dessau hielt uns nicht länger als nöthig war, um einen Abstecher nach dem Glystum bei Wörlitz zu machen; Leipzig, des Messiegewühls ungeachtet, nur einige Tage; und den zweiten Oktober waren wir bereits unangefochten und glücklich bis Weimar gekommen. Der Vormittag verging unter verschiedenen Besuchen, der Nachmittag unter vergeblichem Ranken und Markten um Pferde, die sämmtlich in Requisition gesetzt waren, und der späte Abend erst fand uns auf der Chaussee nach Erfurt mit Retour-Pferden, die noch erhascht zu haben wir uns glücklich priesen.

„Schon näherte sich die Mitternacht, als der Schwager, ungefähr eine Stunde von dem heutigen Ziel der Reise, unter kraftvollen Betheurungen, daß von hier an die Chaussee, bei Nacht besonders, ohne Halsbrechen durchaus nicht mehr fahrbar sei, dieselbe verließ, und einen Seitenweg einschlug. Zum Halsbrechen kam es nun zwar auf diesem Supplementarpfade nicht, wohl aber zum Wagenbrechen. Nachdem nämlich Passagiere und Wagen eine volle Viertelstunde im Balanciren gewetteifert, lag plötzlich dieser mit jenen im Ellen tiefen Schlamm. So interessant aber auch dieses Faktum für uns und den Wagen sein mochte, so uninteressant möchte es dem geneigten Leser scheinen, und so alltäglich wird besonders jeder Bewohner Erfurts den Spasß finden. Es wird daher auch lediglich um der Folge willen desselben hier Erwähnung gethan.

„Reparaturen aller Art nöthigten uns, den folgenden Tag in Erfurt zu bleiben. Während der Mittagstafel geriethen wir mit verschiedenen preussischen Offizieren in Bekanntschaft, die, nachdem sie das Ziel unserer Reise erfahren, uns bedauerten, daß wir wohl kaum mehr dasselbe erreichen möchten. Auf alle Fälle riefen sie uns, wenigstens bei dem gerade anwesenden Herzog von Weimar, als Kommandanten der Avantgarde, mit der Bitte um Unterzeichnung unserer Pässe einzukommen; denn gestern schon sei die ausdrückliche Ordre ergangen, alle Passagiere, die ohne allerhöchste Erlaubniß auf der Route von Erfurt nach Eisenach und weiterhin gefunden würden, unter militärischer Eskorte zum Hauptquartier zurückzuführen. Was wir also im Anfang als widerwärtiges Mißgeschick verwünscht hatten, jener salto mortale auf der Schlammstraße, war, wie es am Ende immer herauskommt, noch unser wahres Glück geworden, indem wir ohne denselben wohlgemuth dem Arreste und allerlei wenigstens verdrüßlichen Verhören entgegen gereiset wären.

„Um nun aber nichts zu versäumen, was uns zum Ziel führen konnte, wurde ausgemacht, der Schreiber dieses sollte, versehen mit sämmtlichen die Reisegesellschaft legitimirenden Papieren beim Herzog von Weimar sein Heil versuchen; und, ob gern oder ungern, mußte ich also, zum ersten Mal in meinem Leben, nach einem fürstlichen Vorzimmer die Wanderung antreten. Ich hatte das Glück, nicht lange schiltern zu müssen, bis ein Offizier aus des Herzogs Zimmer kam, mich sogleich in's Auge faßte, und um die Ursache meines Hierseins befragte. Ehrerbietig wurde dieselbe gemeldet, mit beigefügter Bitte, Sr. Durchl. gefälligst mein Portefeuille zur Durchsicht zu übergeben.

„Ein Schweizer sind Sie also?“ war die Gegenrede. „Nein, Sie können nicht reisen; aber wissen Sie was, junger Freund! nehmen Sie die Muskete und helfen Sie uns die Franzosen jagen.“

Die höhnische Miene, mit der dies gesagt ward, so wie das schadenfrohe Lachen einiger Anwesenden, nöthigten mir die ernste Antwort ab: „Ich rechne mir's zur Ehre, im Falle der Noth die Waffen zu tragen; das aber nur für mein Vaterland. Wollen Sie das Portefeuille Sr. Durchl. nicht geben, so geben Sie's mir wieder, und ich weiß, daß ich gehen muß.“

Er besann sich einen Augenblick und trat in's Zimmer. Nach fünf Minuten kam er wieder heraus, und sprach in ganz verändertem Ton: „Der Herzog läßt Sie bitten, sich selbst herein zu bemühen.“

Aus dem Kreise mehrerer Stabsoffiziere trat dieser sogleich mir entgegen, nahm den unbedeutenden, reisemäßig gekleideten Jüngling bei den Händen, indem er ihn als Bekannten begrüßte. Dann erkundigte er sich nach unserer Vaterstadt, fragte nach dem Befinden unserer Eltern, supponirte, auf Namensähnlichkeit hin, gütigst, diese zu kennen, ohne mir Zeit zu genealogischen Erläuterungen zu lassen; bedauerte aber am Ende, daß er uns die verlangte Erlaubniß nicht ausstellen dürfe, sondern wir deshalb beim König selbst einzukommen hätten, der morgen unfehlbar anlangen werde. Zu diesem Ende hin gab er mir sogleich ein Attestat, daß wir uns bei ihm gemeldet, aber an Se. Majestät gewiesen worden seien.

Ich war so eben wieder in unserm Logis angekommen, und pries meinen Reisegefährten die edle Humanität des Fürsten, als ich noch einmal zu demselben gerufen ward.

„Hören Sie,“ sprach er, „ich habe so eben bedacht, daß der König Sie kaum wird reisen lassen; auch habe ich beim Durchblättern Ihres Portefeuille gesehen, daß ihre Kreditschreiben alle nach Frankfurt gerichtet sind. Wird es Ihnen nun unmöglich, nach dieser Stadt zu kommen, so könnten Sie vielleicht in Verlegenheit gerathen. Gehen Sie nach Weimar zurück, bis der erste Sturm vorüber ist. Ich will Ihnen hier ein Paar Zeilen an Göthe mitgeben.“ Er that es unverweilt, und ich theile dieselben buchstäblich mit.

„Die eiserne Nothwendigkeit zwingt mich, diese Herren, deren Eltern wir beide recht wohl kennen, nicht vorwärts zu lassen. Gingen sie auch heute weiter, was zur Noth möglich wäre, so kämen sie bei andern Leuten, die sie gar nicht kennen, während sie bis jetzt noch unter Bekannten sind. Sorge bestens für sie! Ich habe ihnen gerathen zu warten, bis daß Se. Majestät der König selbst kommen werden, bei welchem die Herren alsdann ihr Gesuch anbringen mögen. Sollten sie Wechsel verkaufen wollen, so kann jeder Kaufmann in Weimar ihnen aus meinem Kredit auszahlen, was sie verlangen werden. Ich hoffe, daß den Herren bei Dir die Zeit nicht lang werden wird. Lebe wohl!“

Erfurt, 3. Okt. 1806.

Karl August.

Da wir indessen nicht wohl vor dem folgenden Tage abreisen konnten, auf denselben aber die Ankunft des Königs festgesetzt war, auch Fragen auf keinen Fall etwas schaden konnte, so wurde beschlossen, auch hier noch unser Heil zu versuchen.

Meine Reisegefährten benutzten den schönen Herbsttag zu einer Exkursion nach der benachbarten Brüderkolonie Neudietendorf; ich blieb, um unsere Geschäfte zu betreiben, allein zurück. Der König erschien, mit ihm die Königin. Er fuhr langsam durch die Hauptstraße; seine Miene schien mir besorgt und düster.

Eine Stunde wenigstens werden die Herrschaften doch erst ruhen müssen, dachte ich, ehe sie sich mit Angelegenheiten von der Wichtigkeit der deinigen beschäftigen können. Um zwölf Uhr ging's daher in tiefen Gedanken, wo und wie wohl die Sache vorzubringen sei, die Straße hinaus, die nach dem Hause führte, das der König bezogen hatte. Eine Menge von Offizieren aller Waffen und Grade belagerte die Hausthür; ich verzweifelte an der Möglichkeit, hereingelassen zu werden. Schon begannen verschiedene Gesichter mit Fremden nach dem Jüngling zu blicken, der einer so erlauchten Versammlung sich beizugesellen wage, als mein Auge auf einen alten mit dem Adlerorden gezierten Krieger fiel, dessen Miene Zutrauen einflößte. In möglichster Kürze benachrichtigte ich denselben von meinem Anliegen, zeigte das Schreiben des Herzogs, und bat um seinen Rath. Gütig wies er mich an den Adjutanten des Königs, den Obersten Kleist, dessen Wohnung er mir sehr ausführlich beschrieb. Der

ganze Nachmittag verging unter wiederholten vergeblichen Versuchen, diesen Offizier zu sprechen, und am späten Abend erst gelang es mir, von ihm den Bericht zu erhalten: nicht an den König, sondern an den Herzog von Braunschweig hätten wir uns der Pässe halber zu wenden.

Also noch eine Instanz! Auf's Neue mit Geduld und Muth gewaffnet, stand ich um acht Uhr Abends vor dem Hotel des Herzogs. Die Wachen widersetzten sich meinem Eintritt; aber das Schreiben des Herzogs von Weimar mit fürstlichem Siegel und die Versicherung, daß ich Aufträge an Se. Durchlaucht habe, bezwang ihren Starrsinn. Zwei Kerzen erhellten sparsam den weiten Vorsaal; ein halb schlafender Kammerdiener ward aufgeweckt durch die hallenden Tritte. Der höflichen Frage: ob Se. Durchlaucht wohl Jemanden vorlassen würden, folgte die barsche Antwort: „Sie müssen warten, es ist Konferenz drinnen;“ und ohne weiter von mir Notiz zu nehmen, streckte sich der sieur wieder gähnend auf sein Kanapee hin.

Zu philosophischen Betrachtungen blieb mir also der Muße genug. Wäre ich ein Sonntagskind, oder auch nur ein Eingeweihter in die wundervollen Tiefen der göttlichen Mystik, so hätte sich vielleicht, dem Leser und mir zu gefallen, in dem weiten gothischen Saale und in der stillen nächtlichen Stunde Stoff zu irgend einer interessanten Episode dargeboten. Ein Paar lebensgroße Bilder alter deutscher Ritter, die an der Wand hingen, hätten z. B. die Augen gerollt, oder blutige Thränen geweint; das preussische Wappen über der Thür wäre mit einem lauten, freilich nur meinem geweihten Ohr hörbaren, Knalle geborsten; die Kerzen, noch einmal matt aufblackernd, plötzlich erloschen, und der schlafende Vorzimmerschwengel hätte im Traum Preußens Zukunft geweissagt. Von dem allem geschah aber nichts, und ich mußte schon zur Langeweilen meine Zuflucht nehmen.

Endlich öffnete sich die Thür des Konferenzzimmers, und ein Paar alte Herren nahmen ihren Abstand, denen bald darauf ein jüngerer folgte, welcher mich um mein Anliegen befragte, meine Papiere durchsah und gütig versicherte, der Herzog werde bald zu sprechen sein. Von meinem bisher stummen Gesellschafter, der jetzt aufgewacht war und durch die ehrerbietige Dienstfertigkeit, womit er den abtretenden Herrn die Saalthür öffnete, bewiesen hatte, daß nur die rechten Leute erfordert werden, um ihn in Thätigkeit zu setzen, erfuhr ich, dieser freundliche Tröster sei der Herzog von Oels gewesen.

Nun aber war auch meine Prüfungsstunde zu Ende; denn so eben empfahlen sich die letzten Mitglieder der Konferenz, und der Herzog, der ihnen noch durch das Vorzimmer das Geleit gegeben, fragte im Rückweg auf Französisch, was ich hier suche. In möglichster Kürze wurde unser Anliegen vorgebracht; aber noch kürzer war die Antwort: »Vous attendrez une couple de jours.« Ich versuchte nun durch Ueberreichung der Schreiben des Herzogs von Weimar ihn, wo möglich, besser zu stimmen. Er warf einen kurzen Blick auf dieselben und fragte dann: »Vous êtes Français?«

„Wir sind Schweizer, Ihre Durchlaucht,“ antwortete ich mit Vorbedacht in deutscher Zunge.

»C'est la même chose.«

So gern ich auch diese Aeußerung patriotisch bestritten hätte, hielt ich es dennoch nicht für gerathen, und wagte nur noch die Bemerkung, daß besonders wir zwei nach Heidelberg Zielenden durch diesen Aufschub gänzlich außer Stand gesetzt wären, vor Eröffnung des KurSES dort einzutreffen, vielleicht noch gar um ein volles Halbjahr in unserm Studienplan verkürzt würden.

„Was studiren Sie denn?“ fragte der Herzog.

„Mein Freund Jura; ich Theologie.“

„Mein Gott! was gelten denn heut zu Tage noch die Jura? Gepredigt aber wird in der Schweiz immer noch werden, bis Sie wieder kommen.“

Und somit ließ er mich stehen; nur noch in der Thür seines Zimmers wendete er sich, indem er mir nachrief: „Bleiben Sie einige Tage hier und kommen Sie dann wieder, wir werden ja sehen, wie's geht; vielleicht können Sie noch im Rücken der Armee bis Frankfurt kommen.“

„Frankfurt am Main hätten wir nun wohl auf diese Weise nicht gesehen. Es ahnete uns auch so etwas. Wir gingen also nach Weimar zurück; und da man uns dort die Nachricht gab, Herr von Göthe sei so eben nach Jena abgereist, folgten wir unserm guten Genius, der uns wieder nach Leipzig hinzog, wo wir sicher waren, guten Rath, Freunde und nöthigenfalls auch Geld zu finden.“ — Aber hier traf ihn schweres Mißgeschick, indem sein Zögling ihm durch den Tod entzissen wurde. Die Zahl von den in der Schlacht bei Jena Verwundeten, die nach Leipzig gebracht worden, hatte sich so sehr gehäuft, daß unter ihnen das Lazarethfieber ausbrach, welches als Nervenfieber auch zu den Einwohnern hinüberdrang, seinen Zögling ebenfalls ergriff und wegraffte. Lang konnte nun Göttinger's Bleiben nicht mehr sein in Leipzig, doch hörte er noch die begonnenen Kollegien bis Ende des Kurses. Unter den damaligen Lehrern der dortigen Universität nahm der Philosophieprofessor Plattner eine hervorragende Stelle ein, nicht sowohl wegen tiefsinniger origineller Gedanken, sondern wegen seines gewandten, geistvollen Vortrages. Gottfried Hermann trat gerade während Göttinger's Aufenthalt in Leipzig nicht besonders hervor. Außer den Kollegien beschäftigte sich letzterer mit vielerlei Privatstudien, vertiefte sich in Lessing's und Herder's Schriften, in die der Weimarersehule, Begonnenes fortsetzend, forschte wieder in der Kriegsgeschichte, folgte mit Aufmerksamkeit dem Lauf der politischen Dinge. Nach beendigtem Kurse trat er seine in vielen Beziehungen sehr interessante Heimreise an, hielt auf derselben das Auge nach allen Seiten offen und machte sie so zu einem Gegenstand reicher Erinnerung. All den verschiedenen Eindrücken, die er bei der Osterfeier in der herrenhutischen Gemeinde Neudietendorf, in der Salzmann'schen Erziehungsanstalt im Schnepfenthal, in des souveränen Abts von Fulda Ländchen, in dem frei wissenschaftlich sehr bewegten Heidelberg, in einem idyllischen Dörflein im Breisgau erlebt, hat er in einer lieblichen Dichtung nach dem Eintreffen in der Vaterstadt Worte geliehen im Herbst 1807.

Daheim nahm er für einmal wieder die früheren Beschäftigungen auf sich, ertheilte Privatunterricht die Woche hindurch, übernahm unter Anderm einige Fächer in dem damals sehr blühenden Hardmeier'schen Privatinstitut. Am Sonntag predigte er bald da, bald dort, längere Zeit in der Stadtkirche zum Prediger. Er hegte damals die Hoffnung, an diese Kirche einst als Pfarrer gewählt zu werden. Diese Hoffnung wurde ihm jedoch nicht erfüllt und er nahm dann eine Lehrerstelle an der Töchterchule an, nur um auch einmal eine öffentliche Anstellung zu haben, im Jahre 1813. Mit diesem Amte war er bleibend für die Lebensrichtung gewonnen, in welcher er nachher so Ausgezeichnetes geleistet hat. Dem Privatunterricht und dem Predigen hatte er jedoch nicht ausschließlich seine Kraft gewidmet während dieser Zeit von 1807—1813. Seinen jugendlichen Geist, der nun noch ganz in einer idealen Gefühlsrichtung sich bewegte, zog es zu allen humanen Bestrebungen hin. Viel beschäftigte er sich mit belletristischer Lektüre und gab selber besonders als Jugendschriftsteller gar liebliche belletristische Produkte heraus. Ein kindliches Gemüth voll feuriger Begeisterung für alles Gute und Schöne, war er vorzüglich dazu angethan, segensreich auf die Jugend zu wirken. Seine Schauspiele Arnold von Winkelried, Rüdiger Maness, die Ueberraschungen, Heldensinn und Heldenstärke, seine zwei Bände „Knabengesellschaft,“ alles Gaben, die er in den Jahren 1810—1814 der zürcherischen Jugend reichte, werden die Periode seiner späteren Jugendzeit in bleibend freundlichem Andenken erhalten. Aber auch seine Gedichte fanden durch die edle Gesinnung, durch die Herzenswärme, die Jugendfräftigkeit, die sich in denselben kund that, allgemeinen Anklang. Mehrere wurden von Nägeli, Huber und Lüste komponirt. Der eigenen belletristischen Thätigkeit ging das Verbreiten belletristischer Bildung zur Seite, indem er in Abendgesellschaften den stets willkommenen Vorleser machte.

Doch nicht, daß er allein dem Schönen all seine Muße geweiht. 1812 trat er der Hülfsgesellschaft bei und ward bald eines ihrer thätigsten Mitglieder. Aufmerksam folgte er dem Laufe der politischen Dinge, besonders derjenigen im Vaterland, schrieb Aufsätze in Almanache und Journale. Manche derselben fanden Billigung und Anerkennung auch bei Hochgestellten. Ueber all dem blieb die Theologie

keineswegs vergessen. Mit manchen ihrer Controversen machte er sich erst jetzt gründlicher bekannt, sammelte sich namentlich auch einläßlichere Kenntnisse in der Kirchengeschichte. Sein ganzes Leben hindurch behielt er die Fragen der Theologie im Auge. In seiner Grundansicht war er zwar schon jetzt mit sich einig, strebte jedoch fortwährend unermüdet sie auszubilden, sie sich in ihren allseitigen Konsequenzen klarer zu machen.

Wie bereits bemerkt, hatte jene Ernennung zum Oberlehrer an der Töcherschule die durchgreifende Folge für sein Leben, daß er nun auf immer den eigentlich theologischen Beruf aufgab. Für die nächste Zeit hingegen brachte das neue Lehramt wenig Aenderung in seiner Lebensweise. Er fuhr fort in seinen belletristischen, philanthropischen, politischen, theologischen Arbeiten. Wir haben nur noch beizufügen, daß die zwei Bände „Knabengesellschaft,“ die im Jahr 1812 herauskamen, eine etwas idealisirte Beschreibung vom Leben und Treiben einer wirklichen Knabengesellschaft enthalten, unter deren Leitern Gottinger der vorzüglichsten einer war. Wilhelm Meyer hat im Zürcher-Taschenbuch von 1839 freundlich dieser Wirksamkeit Gottinger's gedacht.

Erlitt indeß auch während der Jahre 1813—1818, da Gottinger an der Töcherschule lehrte, seine Stellung nach außen keine großen Aenderungen, so fallen doch in die Jahre 1816—1818 mehrere für seinen Bildungsgang sehr bedeutsame Ereignisse. 1816 übernahm er die Redaktion der Schweizerischen Monatschronik, eines nach seinem Bericht tief gesunkenen Blattes, das nun aber unter seiner Redaktion wieder zu Ehren kam. Die gewissenhafte Uebersicht, der Monatsgeschichte, die eingeflochtenen trefflichen Rezensionen, die guten Originalaufsätze sicherten dem Blatt eine einflußreiche Existenz. Gottinger blieb bis 1818 Redaktor, überließ jedoch in diesem Jahre die politischen Artikel einem Andern.

Wichtiger aber noch als die Uebernahme dieser Redaktion wurde für seinen Lebensgang, daß 1817 eine vaterländisch-historische Gesellschaft sich bildete. Begeistert trat ihr Gottinger bei und wurde durch sie ganz und entschieden für die Geschichte gewonnen. Er verlegte sich nun fast ausschließlich auf geschichtliche Studien, war sehr thätig für die neue Gesellschaft, mußte aber noch hie und da den Mangel eingehender Quellenkenntniß fühlen. Als das erste Produkt seines erneuten Fleißes auf dem Gebiete der Geschichte gab er das Neujaßrßblatt der Hülfsgeßellschaft für das Jahr 1817 heraus. Dieses für Tausende so kummerreiche Jahr brachte ihm der Freude viel. Schon in dieser anhaltenden Beschäftigung mit Geschichte fühlte er sich sehr glücklich. Doch die Krone aller Freude war die in dieses Jahr fallende Verheirathung mit Jungfrau Kath. Escher, Tochter des Herrn Dekan Escher in Pfäffikon. Mit dieser Gattin lebte er bis an seines Lebens Ende in glücklichster, von keiner Disharmonie je gestörter Ehe, blieb fortwährend mit derselben in innigster Lebensgemeinschaft, wenn auch die Verbindung mit seinen Kindern gesegnet war.

1818 wurde ihm das Lehramt der deutschen Sprache an der damaligen Kunstschule übertragen, welche Stelle er dann 1822 mit der Professur der Geschichte und Geographie an der gleichen Anstalt vertauschte. Damit kommen wir in die Periode, wo er sein bedeutendstes Werk für das Vaterland ausgeführt hat. Bekannt ist, wie der geistvolle Solothurner Gelehrte, Gluz-Blößheim, das allen Vaterlandsfreunden theure Werk des Johannes von Müller fortsetzte. Allein kaum hatte er den ersten Band seiner Arbeit vollendet, als er, 1818, vom Tode weggerafft wurde. Sollte nun das große Werk für's Vaterland unvollendet bleiben? Gottinger hielt in der historischen Gesellschaft Gluz einen Nachruf, da dieser ihm persönlich nahe gestanden war. In derselben sprach man sich damals über die unbedingte Nothwendigkeit, das Werk Gluzens fortzusetzen, aus, auch müsse dies in Zürich geschehen, da nun die Beschreibung der Reformationßgeschichte folge. Wie, wäre vielleicht nicht der als Fortsetzer der geeignetste, der eben Gluzens so freundlich gedacht? Man regte in Gottinger diesen ernststen Gedanken an. Ihn hinderte nur das Gefühl, seine Kräfte möchten zur Lösung solch großer Aufgabe zu schwach sein, an der lauten freudigen Zustimmung. Doch wie man nur einmal wußte, er hätte Lust zu der Arbeit, wurde er ermuntert und ermutigt von allen Seiten, besonders von seinem Freund und Lehrer Füßli, von Meyer

von Knonau, von Johannes von Müller's Bruder und andern hervorragenden Gelehrten der Schweiz. Gottinger erfaßte klar die Größe, die Schwierigkeit der Aufgabe; aber gestärkt durch so vielseitig freundlichen Zuspruch machte er sich getrost an die Arbeit. Vier Jahre widmete er sich mit unermüdetem Fleiße der allgemeinen Vorbereitung, studirte klassische Geschichtswerke, um sich im historischen Styl zu bilden, aber auch Bücher andern Inhalts, um seine Bildung allseitig zu vertiefen, ließ überhaupt, so viel in eines Menschen Kraft liegt, nichts unbeachtet, was zu einer ernsten, gewissenhaften, gründlichen Vorbereitung nothwendig war. Wieder mehrere Jahre verlegte er sich auf die Ausarbeitung, suchte und forschte in öffentlichen und privaten Archiven und Bibliotheken, arbeitete dann zuerst selbstständig einzelne Partien seines Werkes aus. 1825 erschien endlich der erste Band: „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft während der Kirchentrennung von Joh. Jakob Gottinger“. Ueber die allgemeine Beurtheilung spricht sich Georg von Byß in folgender Weise aus: „Mit warmem Beifalle haben die Zeitgenossen und hat die Folgezeit bis auf heute das Werk begrüßt, in welchem er das lebensvolle, von Wahrheits- und Vaterlandsliebe durchwehte Bild großer Tage vor uns aufrollt. Auch bei abweichenden Ansichten haben Eidgenossen aller Kantone ihm dafür die aufrichtigste Hochachtung gezollt und es ist durch dasselbe sein Name mit der vaterländischen Geschichte auf's rühmlichste bleibend verbunden.“ 1829 folgte der zweite Band, gleich gebiegen in jeder Beziehung wie der erste; beide Muster einer von innigster Liebe zum Gegenstand durchdrungenen und doch wahrhaft objektiven Darstellung.

Elf Jahre also hatte er seine beste Kraft dem Werke geweiht. Daß aber ein Mann wie Gottinger, der allen edlen Bestrebungen so herzliche Theilnahme schenkte und so viel praktisches Talent besaß, auch die Zeit neben der Schule nicht ausschließlich auf eine einzige wissenschaftliche Arbeit verwandte, läßt sich wohl denken. Immerfort blieb er für die Hülfsgesellschaft thätig und stellte sich stets mit seiner ganzen Kraft ihr bereit, wo es galt, Noth zu lindern und verkümmertes Glück aufzurichten. Besonders ausgezeichnet wirkte er an der Spitze der Gesellschaft in dem schweren Winter von 1829 auf 1830. Da ließ er sich keine Mühe zu viel sein, für die Armen Holz in großen Quantitäten zusammenzubringen. Seinem ernstesten Wirken in diesem Kreise ging ein leichteres, angenehmes zur Seite. Er schrieb nämlich für die Jahre 1821, 1822, 1826 das Neujahrsblatt der Gesellschaft. Die großen Verdienste, die er in so vielfacher Weise um diese edle Vereinigung sich erwarb, werden gewiß von ihr in bleibend gesegnetem Andenken erhalten werden.

Die vaterländisch-historische Gesellschaft, die ihn zur Uebernahme der großen Arbeit angeregt und ermuntert hatte, bekam als Dank dafür manche Früchte seiner Vorstudien zu genießen. Er blieb in ihr fortwährend ein erfrischendes, belebendes Element. Aber auch außer derselben wirkte er für Verbreitung geschichtlicher Kenntniß sehr viel. Wir haben schon oben seiner historischen Thätigkeit für die Hülfsgesellschaft gedacht; 1828 schrieb er auch das Neujahrsblatt für die Feuerwerker-Gesellschaft. Aber die erste seiner kleinern historischen Schriften aus diesem Zeitraum, gleichsam ein weihender Eingang zu der Bahn, die er als Geschichtschreiber betrat, galt dem Reformationsfest von 1819. In seinem „Rückblick auf die dritte Säcularfeier der schweizerischen Glaubensverbesserung“ ist mit Liebe und Sorgfalt eine kurze Darstellung alles dessen gegeben, was in den verschiedenen Kantonen bei jenem Anlaß geschehen, begleitet von den bezüglichen Aktenstücken. Wie sehr er auch die Thätigkeit anderer auf dem Felde der vaterländischen Geschichte beachtete, zeigen seine vielen Anzeigen, Beurtheilungen, Einleitungen geschichtlicher Werke. In der Zeitschrift „Erzähler“ von 1826 veröffentlichte er eine Recension über Ludwig Meyer's Handbuch der Schweizergeschichte. 1828 schrieb er eine Einleitung zu Schwab's Nitterburgen der Schweiz. Gegen Ende dieses Zeitraums verband er sich mit seinem Freunde Heinrich Escher, dem er noch einen so schönen Nachruf — sein letztes öffentliches Wort — gehalten, zur Herausgabe des Archivs für schweizerische Geschichte und Landeskunde. Es erschienen von demselben zwei Bände bis 1829.

Weitere Gelegenheit, seinen vaterländischen, gemeinnützigen Sinn zu bethätigen, fand Gottinger im Schooße der gemeinnützigen und helvetischen Gesellschaft. Für erstere schrieb er 1821 die Geschichte des Denkmals für die Schweizergarden (des Löwen zu Luzern), 1824 und 1828 Berichte über Armenschulen. Letzterer stand er 1828 in Rapperswil vor. Mit Freude und mit Wehmuth hat Gottinger oft jener Tage in Rapperswil gedacht. Da herrschte noch ein so schöner wohlthuender, alle religiösen und politischen Gegensätze über dem Einen Vaterland vergessender Geist, wie er dann lange, lange nicht mehr sich kund that.

Doch ehe wir von der Zeit der 20er Jahre scheiden, müssen wir noch einer bedeutenden Wirksamkeit Gottinger's gedenken. 1823 wurde er in den Erziehungsrath gewählt. Dieser hatte damals nicht nur die Aufgabe, die bestehenden Unterrichtsanstalten zu beaufsichtigen, sondern das ganze Volksschulwesen umzugestalten. Allgemein fühlte man das Bedürfniß von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung; aber wie weit man gehen könne und müsse, darüber war die alte und junge Generation mit einander uneins. In Gottinger, Escher und Kaspar von Drelli wurde vom Erziehungsrath eine Kommission aufgestellt, welche die Sachlage genau prüfen und Vorschläge machen sollte, die freilich ein bestimmtes Maß nicht überschreiten durften. Das Ergebnis von den Untersuchungen und Beratungen der drei Freunde legte Gottinger Anfangs 1830 in dem „Bericht über den Zustand des Landschulwesens mit Vorschlägen zu dessen Verbesserung“ nieder. Aber trotz des besten Willens von seiner und seiner Kollegen Seite waren die Vorschläge keinem recht. Die alten Staatsmänner fanden sie zu weitgehend, die Freunde der Volksschule wie Niederer und Nägeli zu engherzig. Letzterer vergaß sich selbst in seinem Eifer so weit, Gottinger persönlich zu verunglimpfen, was diesen nöthigte, Nägeli gerichtlich zu verklagen. Einmüthig gewann Gottinger den Prozeß und erhielt volle Ehrenerklärung. Aber die schönste Ehrenerklärung gab er sich selber, indem er sogleich nach Beendigung des Prozesses Nägeli veröhnt die Freundeshand reichte und auf alle Entschädigung verzichtete. Mit diesem berühmten Komponisten hatte er schon 1822 einen Strauß gehabt, damals über religiöse Ansichten. In seinen Seitensätzen zu Nägeli's „summarischem Glaubensbekenntniß der Orthodoxen, Chiliasiten und Mystiker“ finden wir die religiösen Ueberzeugungen ausgesprochen, die er im Wesentlichen für immer festgehalten.

Mit dem Jahre 1830 kam wie bekannt ein großer Umschwung in alle Verhältnisse, von dem auch Zürich intensiv berührt wurde. Gottinger's Amt als Mitglied der Erziehungsbehörde, seine Stellung in der Wissenschaft, seine lebhafteste Theilnahme an allem, was das Gemeinwohl betraf, brachte ihn jetzt in noch engere Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten. In den Großen Rath gewählt, wurde er von dieser Behörde am 20. März 1831 in den neuen Erziehungsrath berufen und trat am 13. April auch in den Regierungsrath ein, nun als Mitglied desselben dem Erziehungsrathe, wo er das Vizepräsidium führte, dem Kirchenrathe und dem Rathe des Innern zugetheilt.

Mit seiner Stellung als Regierungsrath betrat er ein Gebiet administrativer Thätigkeit, das ihm bis dahin ferne gelegen. Er strebte mit dem angestrengtesten Fleiße auch hier heimisch zu werden. „Jetzt war es Zeit zum Handeln, nicht zum Schreiben,“ hat er sich selber geäußert. Seine wissenschaftliche Thätigkeit mußte bedeutend zurücktreten vor der praktischen, so daß auch das Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde nicht mehr fortgesetzt wurde. Indes blieb er nicht lange im Regierungsrath und zwar aus Gründen, die seinem Charakter alle Ehre machen. In der besonders politisch so bewegten Zeit hatte sich eine Partei zu einem gleich dem Staatsorganismus fest gegliederten Verein zusammengethan, dem Basserstorfer-Verein. Die Verbindung besaß in jeder Beziehung die Anlagen, ein Staat im Staate, ein Vormund für den Regierungsrath zu werden. Letzterer trug daher beim Großen Rath energisch darauf an, man solle den Verein verpflichten, seine Statuten dem Regierungsrath zur Prüfung einzureichen. Der Antrag drang nicht durch und dies veranlaßte Gottinger mit sieben seiner Kollegen den Austritt zu nehmen, den 9. März 1832. Er blieb jedoch im Großen Rath, der ihn neuerdings in den Erziehungsrath berief.

Nun folgte gerade die Epoche der radikalen Umgestaltung unsers gesammten Schulwesens. Der Erziehungsrath hatte Gottinger von Neuem zum Vizepräsidenten ernannt und da der Präsident, Bürgermeister Hirzel, beinahe das ganze Jahr 1832 hindurch bei der Tagsagung in Luzern beschäftigt war, so hatte Gottinger die Thätigkeit der Behörde zu leiten. Die Anmeldungen für sämmtliche in den bedeutendern Blättern Deutschlands und der Schweiz ausgeschriebenen Stellen an die neuen Kantonalanstalten mußten an ihn gerichtet werden. Solcher Meldungen gingen 323 ein. Dazu war eine Masse eingesandter Arbeiten und Zeugnisse zu untersuchen, Prüfungen zu leiten. Er selber hat dieses Jahr als das geschäftvollste seines Lebens bezeichnet. Wie viel wurde aber auch gearbeitet. Die Volksschule erfuhr eine gründliche Umgestaltung und erlangte damit eine bis dahin ungekannte Kräftigkeit. Das Gymnasium wurde auf einen ganz neuen Fuß gestellt, die Industrieschule war so zu sagen eine ganz neue Schöpfung dieses Jahres und die Gründung der Universität endlich setzte dieser großen Thätigkeit für Volksbildung die Krone auf. Die Eröffnung der Kantonschule und Hochschule im Frühjahr 1833 beendigte die massenhafte Arbeit des Erziehungs Rathes und es trat nun eine Zeit relativer Ruhe ein.

Gottinger hatte nicht gedacht, sich um eine Stelle an den neuen Lehranstalten zu bewerben, obgleich durch die neuen Einrichtungen sein Lehramt an der Kunstschule aufgehoben worden war und seine übrigen Arbeiten für den Staat ihm nicht irgend welche äußern Vortheile eintrugen. Aber der Erziehungs Rath folgte nur einer allgemeinen Erwartung und allgemeinem Wunsche, da er ihn am 26. Januar 1833 zum Lehrstuhle der vaterländischen Geschichte an der Hochschule berief als außerordentlichen Professor, freilich mit sehr bescheidener Besoldung. Doch letzteres machte ihm, der von früher Jugend auf an ein einfaches Leben gewöhnt war, wenig Mühe. Hingegen erregte es ihm Bedenken, in seinem vorge-rückten Alter noch ein akademisches Lehramt zu übernehmen und schüchtern nur bestieg er anfangs seinen Lehrstuhl. Aber die jugendliche Kraft seines Wesens, die volle warme Begeisterung, die er für seinen Vortrag mitbrachte, überwand bald alle Schwierigkeiten. Selbst das konnte ihn nicht an der gesegneten Ausübung seines Berufes hindern, daß sich mehr und mehr eine Abnahme des Gehörs bemerkbar machte. Dieses Uebel veranlaßte ihn jedoch, die Stellen im Kirchen- und Erziehungs Rath niederzulegen, sowie auch das Präsidium der Aufsichtsbehörde über die Gymnasialanstalten, das er längere Zeit bekleidet hatte. Eine Neuwahl in den Großen Rath lehnte er aus denselben Gründen ab.

Mit diesem Austritt aus dem administrativen Staatsdienst schloß sich die zweite Periode seines Lebens und es begann nun für ihn eine zwar auch sehr fruchtreiche, doch stillere Thätigkeit in engeren Kreisen. Wir würden aber unsere Aufgabe nur halb erfüllen, wollten wir nicht, bevor wir diese dritte Periode betrachten, noch einen kurzen Blick werfen auf das Ergebniß der innern Entwicklung während der Zeit der kräftigsten Mannesjahre.

Wir haben es oben schon ausgesprochen: Gottinger behielt die Theologie stets im Auge. Er war der Religion innig ergeben, ein frommes Gemüth durch und durch. Nie hat er das Wesen der Religion verkannt, sondern fortwährend daran festgehalten, daß sie auch dem sittlichen Streben erst seinen festen Halt gebe, es vertiefe, weiche, veredle. Auf der andern Seite hob er dann wieder hervor: Jeder, der sich voll und ganz den großen, heiligen Aufgaben des Lebens hingibt, der hat eben Religion. Er selbst äußert sich so: „Ausschließlicher Maasstab für mein Urtheil über die Religion Anderer war jederzeit ihr Thun. Der Ehrenmann in jeder Beziehung besitzt auch den ächten, fruchtbaren Christenglauben.“ Christus war ihm das Ideal eines reinen, edeln Menschen. Er liebte ihn treu und fest als den, der in seinem ganzen Wirken sich hoch über allen selbstsüchtigen, endlichen Interessen erhaben zeigte, fand in seinem Vorbild die beste Stärkung und Erquickung für sein Leben, fühlte sich dann am glücklichsten, wenn er sich so ganz von der Kraft Christi durchdrungen wußte. Gerade aber weil er seinem Glauben eine so praktische Richtung gab, machte er ihn durchaus unabhängig von der Beantwortung gewisser historischer Fragen. Für die Bibel verlangte er dieselbe kritische Untersuchung, wie für jedes

andere historische Werk und erklärte, nur so könne man zeigen, daß man die Bibel wahrhaft ehre und ihr vertraue. Gegenüber dem Streit der Theologen über einzelne Punkte aus der biblischen Geschichte nahm er eine sehr ruhige Stellung ein. Sein historischer Sinn half ihm da schwierige Fragen leicht beantworten. Er erkannte klar, wie das menschliche Geschlecht in ununterbrochener Entwicklung von Anfang an fortgeschritten, wie darum jede geschichtliche Erscheinung ihren geschichtlichen Grund, ihre geschichtliche Voraussetzung habe, wie der Mund der Sage aber, zumal bei einem phantasiereichen Volke und in geistig mächtig bewegten Zeiten, bald das an sich Unbestimmte zum bestimmten Bilde ausprägte, auf Einen Punkt sammelndränge, was der Wirklichkeit nach einer allmäligen Entwicklung angehört und wie sie Geistiges gerne in Körperhaftes verdichte. Auf dogmatische Streitigkeiten ließ er sich noch weniger ein, indem er lächelnd etwa bemerkte, das würde ihn eher vom Glauben wegführen als im Glauben stark machen. War er aber auch ganz entschieden in seinen theologischen Ansichten, so hinderte ihn dies doch nicht, abweichende Ansichten Anderer in ihrer vollen Berechtigung anzuerkennen und jeden Glauben zu ehren, in dem sich eine ernste, würdige, edle Gesinnung aussprach.

Wie in den theologischen, so verfolgte er auch in den politischen Dingen eine liberale Richtung. Das Ideal der Republik sah er nur in einer demokratischen Form. Aber eine ächte Republik fand er nur möglich, wenn die Kraft edler Gesinnung alle, die Einzelnen wie das Ganze, trage und wahre Bildung unter allen Schichten des Volkes verbreitet sei. Es war seine innige Vaterlandsliebe, um derentwillen er das Werk der Volksbildung kräftigst zu fördern suchte in jeder Weise. Arbeitend an dieser idealen Gleichstellung aller Bürger des Staates, hatte er zwar durchaus entschiedene politische Grundsätze, gehörte aber gleichwohl keiner Partei an. Die Geschichtskennntniß hob ihn über das Treiben und Zagen der Parteien hinweg, machte ihn ruhig, klar, getrost. Er war der Ansicht, die Formen seien immer unvollkommen, auf den Geist komme es an, mit dem man wirke und strebe und wo dieser von Liebe erfüllt, werde immer Gutes zu Tage treten, auch müssen sich im Gang der Geschichte die Ideen des Wahren und Guten verwirklichen.

Diese religiösen und politischen Anschauungen, denen er schon als Jüngling zugestrebte, waren nun nach den reichen Erfahrungen von 1818 bis 1833 noch fester und tiefer in ihm gewurzelt und begleiteten ihn unverändert bis an seines Lebens Ende. Im Gefühl hat er sie schon in seiner ersten Lebensperiode sich erworben, denkend in der zweiten festgehalten und verarbeitet. Die dritte hat er selbst bezeichnet als diejenige der Versöhnung zwischen beiden für seine Lebensschicksale gleich fruchtbaren Richtungen: zwischen Fühlen und Denken, Glauben und Wissen.

Eine Zeit lang dem Gebiete der vaterländischen Geschichte vielfach entzogen, kehrte er nunmehr mit um so größerem Eifer zu demselben zurück, sah es von jetzt ab bleibend als seine Hauptlebensaufgabe an, die Geschichte seines Volkes zu erforschen und zu lehren, suchte darum mehr als je von hier aus seinem lebendigen, warmen Interesse auch für die praktischen Aufgaben des Lebens Genüge zu thun. Klar und tief erfaßte er, was es heiße, akademischer Lehrer in diesem Fache sein, wie es hier, wenn irgendwo Noth thue, nicht nur gründliche Gelehrsamkeit, sondern zugleich charakterfeste Gesinnung, begeisterte Liebe zu seiner Aufgabe auf den Lehrstuhl mitzubringen. Es mußte da Denken und Fühlen, Wissen und Glauben ganz in einander Eins werden und es bedurfte eines die Anforderungen der Wissenschaft und des Lebens mit gleich heiligem Ernste umfassenden Geistes: Dieß war seine bestimmteste Ueberzeugung beim Antritt seines Lehramtes und er ist ihr immer treu geblieben. Er selber spricht sich so aus: „Die schöne und einzig würdige Aufgabe des akademischen Geschichtslehrers schien mir, die Geschichte nicht bloß zu betrachten als Sammelwerk von Kriegsereignissen, Friedensschlüssen, Staatsverträgen, Entdeckungen und Erfindungen und stets sich wiederholender Vorgänge, sondern als das große Buch der göttlichen Offenbarung im geistigen Leben der Menschheit und dieses stets fortschreitende, seines Endzweckes sich klar bewußte Wollen der Vorsehung auch in der Spezialgeschichte des Vaterlandes nachzuweisen.“ Daß seine Grundsätze die richtigen waren, um erfolg-

reich zu wirken, zeigt die Liebe und Verehrung, mit der die Schüler sich bald ihm anschlossen. Er legte seine ganze Persönlichkeit in die Vorträge hinein und dies gab denselben einen eigenthümlichen Reiz. Das Liebenswürdige, Wohlthuende, Edle seines Charakters wurde so auch zur Seele von diesen. Dazu besaß er in hohem Grade die Gabe klarer, lebendiger Darstellung, konnte den Zuhörer ganz in die geschilderte Zeit hineinversetzen, so daß dieser gleichsam mithandelte, mitrieth, mitfürchtete, mithoffte. Man sah bei seinen Vorträgen die Geschichte vor sich entstehen und zwar führte er in's innerste Werden derselben hinein, indem er sie darstellte als eine Bewegung geistiger Mächte. Freilich nicht auf einmal wird Einer Meister. Auch bei Gottinger ging es Anfangs noch mühsamer und schwerer, bis er ganz des Stoffes sicher wurde. Aber mit großer Kraft überwand er je mehr und mehr die ihm entgegenstehenden Hindernisse und immer zahlreicher sah er seine Collegien besucht. Neben dem Lehramte widmete er seine Zeit Forschungen über Zürichs Geschichte und verschiedenen andern literarischen Arbeiten. Er schrieb das Neujahrsblatt der Zürcher'schen Stadtbibliothek für 1834. Als in diesem Jahre ein stehendes Theater errichtet wurde, dichtete er für die Eröffnung der Bühne auf den 10. Wintermonat ein Vorspiel. 1836 erschien aus Gottinger's Feder eine Recension von Ferdinand Meyer's Werke: „Die evangelische Gemeinde in Locarno,“ in den schweizerischen Literaturblättern. 1837—1839 gab er mit Gerlach und Wackernagel das „Schweizerische Museum für historische Wissenschaften“ heraus und legte in dieser Zeitschrift die erste gründliche Darstellung der Brunischen Umwälzung und der innern Vorgänge im Leben der Stadt Zürich während des alten Zürichkrieges nieder.

Den wissenschaftlichen Leistungen gingen die Ehren der Wissenschaft zur Seite. Am 1. Januar 1834 überreichte ihm die philosophische Fakultät unserer Hochschule das Doctordiplom, wenige Tage später that die Universität Königsberg ebendaselbe. Von der historischen Gesellschaft der romanischen Schweiz und der in Basel wurde er zum Ehrenmitgliede ernannt. Doch gegen Ende der 30er Jahre erlitt seine Thätigkeit einen schmerzlichen Unterbruch.

Ganz unerwartet befiel ihn eine schwere Krankheit, schwach anhebend, so daß sie ihn zuerst nur nöthigte, allen andern Geschäften außer denen seines Lehramtes zu entsagen und er hoffen durfte, bald wieder zu Kräften zu kommen. Allein sie nahm mehr und mehr an Heftigkeit zu, fesselte ihn an's Zimmer, während er anfangs noch hatte ausgehen können. Zuletzt wurde er an Händen und Füßen völlig gelähmt. Aber all diese Leiden hinderten ihn nicht, seinen Lehrberuf auszuüben. Er ließ seine Zuhörer zu sich in's Haus kommen, selbst als er nicht mehr vom Stuhle sich bewegen konnte. Allein die Krankheit steigerte sich in solchem Grade, daß sie endlich auch seinen äußersten geistigen Widerstand brach, die Collegien eingestellt werden mußten und jede Hoffnung auf Genesung verschwand. Er wie seine Freunde machten sich mit dem Gedanken seines Todes durchaus vertraut. Diese Jahre der Krankheit waren für ihn, den so vielfach und so unermüdlich thätigen Mann, sehr arme Jahre hinsichtlich seines Wirkens nach außen; gleichwohl hat er sie stets als sehr reiche Jahre bezeichnet, reich für seine innere Bildung. Er wandte sie an zu einer gründlichen ernstlichen Selbstbeurachtung und Selbstprüfung, vertiefte und erhöhte in der Weise noch mehr sein eigenes Lebensideal. Kräftigung seines höchsten und besten Strebens, das war der reiche Gewinn, den er aus dieser Leidenszeit zog. Die herrlichen Eigenschaften, welche man in der letzten Zeit noch an ihm bewundern mußte: jene Demuth, jene Geduld und Ergebenheit, jener innerster Friede des Herzens, waren zwar schon frühe ihm angehörige Güter, aber in der Feuerprobe des langen Leidens wurden sie geläutert zu diesem reinen Gold. Wider alles menschliche Erwarten kehrte seine Gesundheit ihm zurück, gerade als man meinte, nun werde ihm gewiß bald die Todesstunde schlagen. Unvergessen aber blieb ihm, was die Treue eines edeln Arztes und die hingebendste, aufopferndste Liebe der Gattin an ihm gethan, die Leiden zu lindern und zu lösen. Nach überstandener Krankheit wurde er wieder so kräftig wie nur je und es begann nun für ihn ein neues, frisches, überaus reiches Wirken in einem Alter, wo man sonst daran denkt, auszuruhen von den Mühen des Lebens. Allgemein war die Freude über Gottinger's schnelle wunder-

bare Genesung, besonders groß aber die Freude der Schüler, als der geliebte Lehrer wieder in ihre Mitte trat, wieder mit voller Kraft und Begeisterung die vaterländische Geschichte zu lehren anfing. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie erfolgreich er schon bis dahin mit seinen Grundsätzen als akademischer Lehrer gewirkt. Wir wissen, sein Streben war bei aller Wissenschaftlichkeit ein ächt praktisches. Liebe zu allem Guten und Wahren, Liebe voraus zum Vaterland wollte er durch seine Vorträge in den Schülern pflanzen und pflegen. Treu, begeistert waren letztere seinen Ideen gefolgt. Daß sie in herzlicher Dankbarkeit ihn verehrten, das wollten sie nun zeigen, nachdem er ihnen auf's Neue geschenkt worden war. Der Zosinger-Verein brachte ihm 1841 im März einen Fackelzug und gewiß innig mußte Gottinger erfreuen, was dabei Fries im Namen seiner Genossen zu ihm gesprochen: „Sie wollten in unsere Herzen eindringen und unsere Herzen kommen Ihnen freudig entgegen. Wir können nicht anders, wir müssen dem glauben, der selbst aus dem Unglücke der Zeit sich den unwürstlichen Muth hinüber gerettet, der selbst mit der Würde des Alters so edel auch das Feuer des Jünglings vermählt. Was so vom Herzen kommt, das geht wieder zum Herzen.“ 1847 empfing Gottinger wiederum in einem Fackelzuge den Beweis, wie treu ihm seine Schüler ergeben waren. Unverändert aber erhielt sich ihm ihre Liebe bis in die letzte Zeit seines Wirkens und 1858 sah er noch einmal, als sein und der Universität Jubiläum gefeiert wurde, sich zu Ehren die Fackeln brennen, hörte noch einmal einen Schüler (Wetli) im Namen aller mit begeisterten Worten es aussprechen, wie hoch sie ihn alle verehrten und wie sehr sie ihm dankten für seine Lehren. Auch der Erziehungsrath hatte Gottinger's wohlthätigen Einfluß auf die akademische Jugend zu schätzen gewußt und dessen Professur schon 1844 in eine ordentliche umgewandelt, um ihn so ganz der Universität eigen zu machen.

Mit jenem wunderbaren Wiederaufleben im Jahr 1840 begann aber für Gottinger auch ein ganz neues, erfolgreiches Wirken als Schriftsteller. Kurz nach der Genesung erschien der dritte Band von Heinrich Bullinger's Reformationsgeschichte, deren Herausgabe er in Verbindung mit Heinrich Bögeli schon 1838 unternommen. 1841 hielt er vor der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft in Bern einen Vortrag über die schweizerische Historiographie, der dann in der Monatsschrift „neue Helvetia“ abgedruckt wurde. Fortwährend aber blieb die Geschichte der Reformation in der Schweiz das Gebiet, dessen Erforschung er am liebsten seine Kraft widmete. Als die freundlichste Gabe, die er als Frucht dieses Studiums dem Zürcher-Volke reichte, erschien im Jahre 1842 die Lebensbeschreibung unsers großen Reformators: „Huldreich Zwingli und seine Zeit, dem Volke dargestellt.“ Das Büchlein wurde wirklich ein Volksbuch in weiten Kreisen und wirkte sehr wohlthätig, gewann auch Gottinger viel freundliche Herzen. Sein gesamntes Glaubensbekenntniß hat er in dieser Schrift in besonders anziehender Form niedergelegt. Das Jahr 1841, in welchem er seinen Zwingli ausarbeitete, war wiederum eines seiner geschäftsvollsten. Ja er strengte seine Kräfte nach kaum überstandener Krankheit oft nur zu sehr an, gönnte sich selbst in der Nacht nur wenige Stunden Ruhe, namentlich als er an das vierte Heft seines Zwingli kam und hier in die philosophischen und politischen Hauptfragen sich vertiefen mußte. Diese anhaltende geistige Anstrengung hätte ihm leicht noch gefährlich werden können. Seine Kräfte versagten ihm auf einmal den Dienst. Doch längere Ruhe stellte dieselben wieder vollkommen her.

Wir haben schon berührt, daß Gottinger im selben Jahre einen Vortrag vor der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz hielt. Die Gründung dieser Gesellschaft in ihrer dormaligen Gestalt war das Werk des verdienstvollen J. C. Zellweger, im Jahr 1840. Die Liebe, Treue aber, die Gottinger dem ältern Vereine gleichen Namens bewiesen, trug er nun auf den neuen über. Im Auftrage dieses übernahm er die Anordnung und Leitung des „Archives für Schweizergeschichte,“ von welchem fünf Bände durch ihn selbst, die übrigen bis zum Jahr 1856 theils unter seiner Aufsicht, theils mit seinem Rath zur Herausgabe gekommen sind. Werthvolle Beiträge seiner eigenen Hand haben zur Ausstattung dieser Sammlung während eines vollen Decenniums, 1843—1853, wesentlich beigetragen: ein Vortrag über die Aufgabe der Schweiz, soweit dieselbe durch deren Geschichte bestimmt

ist, Abhandlungen über die Reformversuche in Zürich von 1713, über die Geschichte von Neuenburg, und viele Materialien zur Schweizergeschichte des 15. und 18. Jahrhunderts.

Neben der Geschichte des Reformationszeitalters beschäftigte ihn dann besonders die Zeitgeschichte sehr viel. In verschiedenen Jahren hielt er Vorlesungen über die letztere. Für weitere Kreise bearbeitete er 1844—1846 die vaterländische Geschichte aus seinen Jugendjahren in der Schrift: „Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der 13 Orte und der Umbildung derselben in eine helvetische Republik.“ Es gehört diese Schrift zu Gottinger's verdienstvollsten Werken. Nur einem Manne wie ihm war es möglich, jene Zeit unbefangen und treu darzustellen. 1845 über- setzte er den dritten Band von dem Geschichtswerke seines Freundes Bulliemin (Fortsetzung der Müller'schen Schweizergeschichte).

Als im Jahr 1851 zum ersten Male die akademischen Lehrer beschlossen, Vorträge auf dem Math- hause zu halten, bekam Gottinger die Aufgabe, den einleitenden Vortrag zu halten, und löste dieselbe sehr gut mit Beantwortung der Frage: „Ist durch die Reformation die innere Kraft unsers schweizerischen Vaterlandes geschwächt oder gestärkt worden.“ (Der Vortrag wurde abgedruckt in der „Helvetia“, Zeitschrift von W. Zimmermann und Hirschold, 1852.)

Im folgenden Jahre, 1852, gab Gottinger ein Werk heraus, das auszuführen schon lange ihm ein lieber Gedanke gewesen, den zu verwirklichen aber ihm jetzt erst vergönnt war, nämlich die Biographie Escher's von der Linth, das „Charakterbild eines schweizerischen Republikaners.“ Mit diesem Werk brachte er einen großen Mann dem Schweizervolke nahe, wirkte auch damit wieder so ächt praktisch nach seiner Weise. Kaum hatte er seinen Escher beendet, so begann er eine neue Schrift auszuarbeiten. 1853 schrieb er die anmuthige „historisch-topographische Beschreibung der Stadt Zürich.“ Das Schrift- lein wurde indeß erst 1855 veröffentlicht. 1854 theilte er sich an den akademischen Vorträgen mit einer Abhandlung über die Beziehungen zwischen Religion und Politik in der schweizerischen Geschichte. In den Jahren 1855—1857 widmete er neben dem Lehramte seine meiste Kraft der Fortsetzung von Bluntzli's anziehender Geschichte der Republik Zürich. Wie frisch und kräftig hat der 74jährige Greis diese von der Natur des Stoffes wenig begünstigte Arbeit beendet! Die Schrift endlich, die er im Auftrage des akademischen Senates auf die Jubiläumsfeier der Universität schrieb: „Ueberblick über die wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft im Anfang unsers Jahrhunderts“ bildete den schönen, ehrenvollen Abschluß von Gottinger's schriftstellerischem Wirken. Also während acht Jahren war er in so hohem Alter unermüdet thätig auf dem Felde der historischen Literatur, gewiß eine seltene Erscheinung.

Wir haben hier aber noch hinzuzufügen, daß er bei diesem Arbeiten auch der Schuljugend nicht vergaß. Auch sie erfreute er seit 1840 noch mit manchem Geschenk seiner historischen Studien. Er schrieb nämlich das Neujahrsblatt der zürch. Hülfsgesellschaft für 1843, 1844, 1845, 1854, des zürch. Waisenhauses für 1849, der Stadtbibliothek für 1855. In dem Waisenhausblatt hat er seines theuren Freundes, Ferdinand Meyer, in dem für die Stadtbibliothek Bürgermeister Waser's Leben und Wirken dargestellt. Er war es auch, der 1851 auf die Jubelfeier des 500jährigen Bestehens Zürichs im Schweizerbund die Denkschrift für die Jugend im Auftrag der Regierung ausarbeitete. Ebenfalls durch dieses Fest veranlaßt, hielt er am Stiftungstage der Universität, den 29. April, einen Vortrag über „Zürichs geistiges und wissenschaftliches Leben unter den Einflüssen seines Beitritts zur schweizerischen Eidgenossenschaft.“

Wir haben gesehen, wie Gottinger als Geschichtsdreiber und Geschichtslehrer stets auch praktisch zu wirken suchte. Damit entzog er sich jedoch dem unmittelbar praktischen Wirken nicht. Bis in sein letztes Jahr blieb er Mitglied der Hülf- und der gemeinnützigen Gesellschaft. Sein größtes unmittel- bar praktisches Verdienst aber erwarb er sich in dieser letzten Lebensperiode als Freimaurer.

Er wirkte vorzüglich dazu bei, daß im Jahre 1844 alle schweizerischen Freimaurer sich in Einer nationalen Großloge, Alpina, vereinigten und während einer langen Zeit leitete er die Thätigkeit dieser in der Stille und im Verborgenen segensreich wirkenden Vereinigung. Auch hier weckte und nährte Hottinger viel begeisterte Vaterlandsliebe, bewährte hier besonders die veröhnende Kraft seines Charakters, brachte manche Männer wieder zusammen, die sich in allzu großem Eifer für ihre Ansichten verkannt hatten. Die Freimaurerloge blieb ihm stets ein willkommener Ort, Hohes und Edles zu pflegen in eigenthümlicher, weitgreifender Weise. Was er hier suchte und anstrebte, hat er mehrfach auch für die Oeffentlichkeit ausgesprochen, so 1844 in einem Vortrag bei Stiftung der Alpina: „Die Aufgabe der Maurerei in der gegenwärtigen Zeit“, dann 1848: „Rückblicke in die Vergangenheit und Ausichten in die Zukunft, nebst einigen Worten über Freimaurerei“, endlich 1854: „Vortrag über die Systemverhältnisse und die Angriffe auf die Maurerei.“

Ueberall galt ihm als das Höchste, dem Vaterlande treue Dienste zu leisten in der Wissenschaft wie im praktischen Leben. Schmerzlich berührte es ihn, wo immer man in der vaterländischen Politik den Weg der Ehre und der strengen Redlichkeit verließ. In diesem Sinne schrieb er 1841 gegen einen schweizerischen Staatsmann: „Zwingli's Gutachten über den Eid.“ Sehr beschäftigten ihn dann die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat. Wie er sich darüber geäußert, fand bei den verschiedensten theologischen Parteien Anerkennung und Billigung. Seine in dieses Gebiet einschlagenden Schriften sind folgende: „Aristokratie und Demokratie in der alten Zeit; Kirche und Staat in der neuen,“ 1843. „Neunzehn Thesen über Kirchenverhältnisse“, abgedruckt in der „Zukunft der Kirche“, Zeitschrift von Ehrard, 1847. „Kirchenstaat und christlicher Staat“, abgedruckt in der „Kirche der Gegenwart“, Zeitschrift von Fries und Biedermann, 1847. Seine vielseitige, durch gründliche Geschichtskennntniß noch sehr bereicherte Erfahrung, seine Unbefangtheit, die treue, reine Liebe, mit der er Kirche und Staat zugleich umfaßte, geben allen diesen Schriften bleibenden Werth.

Wie sehr ihm die Wohlfahrt der Volksschule fortwährend am Herzen lag, bewies er in seiner Rede, die er 1846 im Grossmünster bei der Gedächtnißfeier Pestalozzi's gehalten.

Noch haben wir schließlich der Wirksamkeit Hottinger's Erwähnung zu thun, wo er sich unmittelbar an sein Volk oder dessen Vertreter wandte. Bekannt ist, wie furchtbar schroff im Jahr 1844 die Extreme des Radikalismus und des Ultramontanismus sich gegenüberstanden, wie dann der Haß in einem Freischaarenzug zum Ausbruch kam. Tief schmerzten Hottinger diese Vorgänge, doch machten sie ihn nicht wankend in seinem Vertrauen zum Vaterland. „Noch konnte ich nicht glauben“, äußerte er sich, „daß der bessere Geist so gänzlich von uns gewichen sei, um nicht für Maßregeln der Versöhnung wenigstens eine Mehrzahl aufrichtiger Vaterlandsfreunde zu gewinnen.“ Als daher einmal im Jahre 1845 ein Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ erschien, der in Hinsicht auf die schweren Parteikämpfe den baldigen Untergang der schweizerischen Nation verkündigte, schrieb Hottinger eine kleine Broschüre, die den meisten Schweizer-Zeitungen beigelegt wurde, mit dem Titel: „Ein Wort an das Schweizervolk von einem Manne, der nicht aufhören kann, an dasselbe zu glauben.“ Im gleichen Jahre vereinigte er sich mit zwei angesehenen Mitbürgern zur Unterzeichnung einer Petition an die außerordentlich zusammentretende Tagsatzung, „um derselben die Anträge des damaligen vorörtlichen zürcherischen Staatsrathes als die unter den gegebenen Umständen in möglichst mildem Sinn gefaßten zur Annahme zu empfehlen.“ Doch die Parteien waren gegen einander zu sehr erbittert, als daß solche Stimmen der Liebe für einmal nicht hätten wirkungslos verhallen müssen. Aber nicht für immer blieb der Segen aus. Die gute Kraft des Volkes rang sich hindurch. Aus den schmerzvollen Wehen und Kämpfen ging die neue Bundesverfassung als eine herrliche Frucht hervor. Durch dieselbe erhielt unser Volk zum ersten Mal eine feste und doch seiner innersten Natur angemessene Form. Für Hottinger aber war es innigste Freude, noch am Abend seines Lebens das Vertrauen auf die Macht des Edeln, Guten im Vaterland bewährt zu sehen. Wohl heilte manche schmerzhafteste Wunde nur langsam zu und

die schmerzhafteste, die Kriegsschuld, die auf den Sonderbundsantonen lastete, schien für viele Jahre offen bleiben zu müssen. Da war es wiederum Hottinger, der 1852 den Gedanken einer National-subscription begeistert aufnahm und zur Ausführung desselben nachdrücklich mitwirkte. Dieses edle Unternehmen gehörte eben nach seinem Dastehen zu dem Gebiete der liebenden That, auf dem verschiedene Ansichten Eins sich fühlen sollten. Man verstand sich auch wirklich und der gesegnete Erfolg des Unternehmens wurde zu einer der schönsten Bewährungen von Hottinger's Grundansicht.

Einfach, schmucklos suchten wir des theuren Mannes Leben und Wirken darzustellen; aber selbst die einfache Darstellung ist zur Lobrede geworden und hat nach allen Seiten hin gezeigt, wie hoch er sich um's Vaterland verdient gemacht. Gewiß ihm gebührte so ganz und gar alles das, was man bei Anlaß des Universitäts-Jubiläums den 29. April 1858 seinem Jubiläum zu Ehren gethan. In den vielfachen Erweisen der Liebe und Verehrung, die ihm damals vom Staat, von Mitbürgern, von den Freunden und Schülern zu Theil wurden, sammelte er auch für sich selber einige Früchte von dem fruchtreichen Baum, den er gepflanzt. Besonders unvergeßlich aber bleibt uns von den schönen Erinnerungen jenes Tages die Feier im Grossmünster. Noch sehen wir ihn, den Greisen mit silberweißen Haaren, wie er hoch und kräftig sich aufrichtete, nachdem ein treuer Freund und Schüler ein liebevolles Bild von seiner Wirksamkeit im praktischen und wissenschaftlichen Leben gegeben hatte, wie er dann überwältigt von des großen, heiligen Augenblicks Gewalt voll hoher Begeisterung herrliche, erhebende Worte sprach, die innerlichst das Herz ergriffen.

Die tiefe, reine Freude des Jubiläumstages gab Hottinger neue frische Kraft. Des Freundes damals ausgesprochener Wunsch ging in Erfüllung. Freundlich, lieblich schien die Sonne dem theuren Greise bis zu des Lebens spätestem Abend. Ganz einzig schön beschloß Hottinger sein reiches Wirken. Auf den Sommer 1859 kündigte er eine Reihe von Vorträgen an unter dem Titel: „Rückblick auf die Hauptveränderungen in den Zuständen des Vaterlandes vom Schlusse des verfloßenen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart und deren Einfluß auf eine 55jährige wissenschaftliche und praktische Wirksamkeit.“ Die Erklärung, daß er mit diesen Vorträgen seine akademische Thätigkeit schließen wolle, gab ihnen eine eigenthümliche Weihe. Er stellte in denselben die Geschichte seiner Zeit in ihren Hauptmomenten dar und verflocht in die Erzählung seine eigene Lebensgeschichte. Beides that er gleich treu, offen und unbefangen, in aller Demuth urtheilend über sich selbst und ohne Bedenken die Fehler und Irrthümer aufzeigend, welche auch bei seinem Ringen und Streben nicht ausgeblieben. Zum Schlusse legte er in gedrängter Uebersicht seine historischen, politischen und religiösen Grundanschauungen dar. Was sich ihm sein langes reiches Leben hindurch als Lebenswahrheit ergeben, das wollte er nun noch einmal seinen Schülern mittheilen. Sie werden diese seine letzten Worte als ein heiliges Vermächtniß bewahren für die Zeiten des Kampfes und der Noth. An den großen epochemachenden Erscheinungen wies er nach, wie Ein göttlicher Geist die ganze Geschichte durchwehe, wie das Böse den Fluch in sich selber trage und wie die bisherige Entwicklung der menschlichen Dinge die unumstößliche Gewißheit gebe, daß die Menschheit fort und fort vorwärts schreite von Ziel zu Ziel zu immer höhern Zielen. Dann ging er über auf das Verhältniß von Religion und Politik, von Kirche und Staat. Hätte er dieses Thema in Predigtform abgehandelt, so könnte man sagen, er habe eine Predigt gehalten über das Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.“ Eindringlich mahnte er, keinen zu großen Werth den Formen beizulegen. Das eine, was immer Noth thue, sei eine reine, geheiligte Gesinnung. So lehrte Christus, der auch keine Formen und Geseze für die äußere Gestaltung des Lebens gegeben und mit dem uns daher nur die liebende That verbinde. Wenn wir aber die rechte charakterfesteste Gesinnung, den Geist ächt christlicher Liebe in uns besitzen, können wir getrost der Zukunft entgegen blicken. Die gewaltigen Krisen der Gegenwart dienen nur dazu, daß um so rascher und entschiedener das Bessere komme. — Wir sehen, Hottinger blieb auch in der letzten Stunde der öffentlichen Berufsthätigkeit seinem Grundsatz getreu, suchte praktisch zu wirken in schönster Weise.

Wohl legte ihm sein hohes Alter viele Hemmnisse in den Weg. Besonders hinderlich war ihm, daß sein Gesicht sehr abgenommen hatte. Er konnte nicht einmal mehr seine eigene Schrift lesen, selbst wenn er noch so groß geschrieben, mußte sich daher ganz auf das Gedächtniß verlassen. Aber auch dieses hatte von seiner Schärfe viel eingebüßt. Da gab's denn etwa einmal Versetzen in den Zeitangaben, oder ein Stocken im Vortrag, Kleinigkeiten, die jedoch dem lieben Manne in seiner Gewissenhaftigkeit viel Sorge und Bekümmerniß machten. Oft befiel ihn eine solche Müde, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte und ihn selbst der kleinste Gang große Anstrengung kostete. Dabei hatte er sehr von der Engbrüstigkeit zu leiden. Aber ergreifend schön war's zu sehen, wie sein jugendlich frischer, freier Geist all dieser Beschwer des hohen Alters nicht achtete. Galt es zu erzählen vom eigenen Leben oder von der Geschichte seiner Zeit, that er es so lieblich, so munter, so klar, lebendig und anschaulich, daß man darüber sein Alter ganz vergaß. Mußte er reden von dem, was ihm als unerschütterliche Lebenswahrheit klar geworden, von dem, was ihm in Glaube, Liebe, Hoffnung das Herz bewegte, da sprach er noch mit der ganzen jugendlichen Begeisterung, mit der ganzen innigen Herzenswärme, die von jeher seinen Vortrag so anziehend gemacht. Dieser herrliche Schluß setzte seiner öffentlichen Wirksamkeit die Krone auf. Wer ihn damals sah und hörte, dem wird seine Erscheinung unvergeßlich bleiben als die eines großen, edeln, herrlichen Menschen.

Wenn indeß auch Gottinger jetzt von der öffentlichen Wirksamkeit sich zurückzog, so hörte er gleichwohl deswegen nicht auf thätig zu sein. Er selber äußerte sich in diesen letzten Vorträgen: „Auch als ich in den 40er Jahren vielfach öffentlich wirkte, betrachtete ich diese bürgerliche und politische Thätigkeit nur als die eine nach außen gerichtete Seite meiner Lebensaufgabe, die zweite wichtigere blieb fortwährend und immer mehr nach innen gerichtet.“ An dieser zweiten Seite seiner Lebensaufgabe arbeitete er nun bis an sein Lebensende mit nie ermüdeten, ungetheilten, ungeschwächter Kraft, wirkte so zwar unmittelbar wenig mehr für weitere Kreise, aber dem Kreis, wo er noch wirken konnte, that er innigst wohl mit seinem fort und fort wunderbar frischen innern Leben. Bei ihm lernte man begeistert werden für das Greisenalter, lernte es auffassen als des Lebens schönsten Gewinn. Vor allem mußte man an Gottinger die herrliche Geduld, Ergebung, Gelassenheit hoch schätzen, womit er alle Leiden und Beschwerden des Alters auf sich nahm. Sein Gesicht nahm so rasch ab, daß bald jedes Lesen für ihn eine Unmöglichkeit wurde, gewiß eine harte Prüfung für einen Gelehrten. Er aber äußerte sich lächelnd darüber: Das sei eben des Lebens Lauf. Nie wurde er „wunderlich“, sondern blieb stets freundlich, liebevoll. Auch zeigte er nie jene Lebensmüde, die uns so oft begegnet beim hohen Alter und einen so peinlichen Eindruck macht. Wohl war er ganz gefaßt auf den Tod, ja den besten Theil seiner jetzigen Arbeit weichte er der Vorbereitung auf denselben. Er ordnete auf's Sorgfältigste seine Bibliothek, die Briefe und übrigen Dokumente seiner Lebensgeschichte und suchte nach allen Seiten harmonisch sein Leben abzuschließen. Unverwandten, fröhlichen Blicks schaute er auf das ernste Ziel hin und konnte nur mit innigster Freude den Augenblick begrüßen, da er den alten, müden, gebrechlichen Leib, der selbst zum Ausruhen, zum Schlafen nicht mehr stark genug war und der es ihm oft so schwer machte, innerlich frisch und lebendig zu bleiben, hinlegen werde zur ewigen Ruhe. Aber gerade weil er sich in der rechten Weise auf den Tod vorbereitete als Einer, der demselben wahrhaft getrost entgegensehen konnte und durfte, verklärte ihm die Freude am Sterben nicht die Freude am Leben. Fortwährend erhielt er in sich eine rege Theilnahme für seine Wissenschaft, für das politische, kirchliche, selbst für das industrielle Leben, ertheilte nähern und entfernten, jüngern und ältern Freunden vielfach Rath, Trost, Ermunterung in segensvoller Weise. Sein mildes, besonnenes Urtheil, seine reiche Erfahrung, sein vielumfassendes Wissen kam noch mancher kleinern und größern Arbeit zu Gute. Um aber auch selbstständig noch etwas für seine Freunde und mittelbar für seine Wissenschaft zu thun, setzte er diesen Winter eine Arbeit fort, die er schon den vorigen angefangen, dann aber wieder bei Seite gelegt. Im Februar 1859 hatte er nämlich begonnen in gedrängter Darstellung seinen Lebensgang niederzu-

schreiben. Leider aber kam er nicht über seine Jugendjahre hinaus. Ein Bißchen Schuld daran trägt sein Interesse für's Vaterland. Ihn beschäftigte die ernste, weittragende Savoyerfrage sehr viel und als man ihn in der letzten Zeit einst fragte, ob er nicht weiter schreiben wolle an seinen Erinnerungen, entgegnete er: „Ach lassen wir jetzt solche Kleinigkeiten, wenn das Vaterland in so ernster Lage sich befindet.“

Wie sehr die ächte Freude am Leben in ihm unerschütterlich fest wurzelte, zeigte er besonders auch in seinem fortwährend milden, liebevollen Urtheil über die jetzigen Zustände. Wohl sah er klar die großen Mängel und Gebrechen, das große Verderben in vielen Richtungen; aber überall entdeckte er hinwieder Ansätze zum Guten und keine Erscheinung der Zeit konnte sein liebendes Gemüth entmuthigen, freudig zu glauben und zu hoffen. Andere tröstend, beruhigend zeigte er an sich selber die vollendete Ruhe des Weisen, der da der Welt Güter liebend umfaßt, aber sie besitzt, als besäße er sie nicht, der sein Leben im Ewigen gefunden und daher ohne Haß und Leidenschaft wirkt in der Zeit, ohne Angst und Bangen ihre Wellen stürmen sieht.

Diese wahre Weisheit des Lebens, die erst ein langes unermüdliches und ernstes Ringen nach des Lebens höchsten Gütern uns gibt, durchleuchtete Hottinger's Wesen nach allen Seiten. Von ihr ging auch aus seine ungeheuchelte, tiefe, innerlichste Demuth, die ihn so herrlich schmückte an seinem Jubiläumstag, an dem des Freundes Drelli, die ihn so würdig verband mit seinem ältern Freunde Heinrich Escher. Je näher man dem theuren Manne kam, desto ehrfurchtsvoller mußte man zu ihm aufblicken, desto mehr die gewaltige Kraft seines innern Lebens bewundern, die alle noch so großen leiblichen Hindernisse überwand und ihm jene eigenthümliche Heiterkeit, jenes freundliche Lächeln erhielt bis zum Augenblick des Todes.

Während aber das Licht des innern Lebens immer gleich hell und kräftig brannte, so nahm das Licht des äußern rasch und immer rascher ab. Wenig war es ihm seit dem letzten Herbst vergönnt gewesen, das Haus zu verlassen. Um sich daher einige Bewegung zu geben, hatte er sich begnügen müssen, des Tags ein Mal in seinen Zimmern auf- und abzugehen. Bald wurde ihm auch das nicht mehr möglich. In Folge großer Schwäche begann sich eine Wassersucht zu bilden, die seinen Tod früher als man erwartet herbeiführte. Er starb den 17. Mai, am Himmelfahrtstage, Morgens nach 7 Uhr. Auch die Leiden der Krankheit hatten ihm seine ungetrübte Heiterkeit nicht nehmen können und das freundliche Lächeln, dieses Zeichen innerster Seelenharmonie, ruhte verklärt auf seiner Leiche.

Weithin wurde die Kunde von seinem Tode als schwere Trauerkunde vernommen. Groß ist die Zahl derer, denen er mit seinem ganzen Wesen innigst wohl gethan und die darum sein Hinschied auf's schmerzlichste berührte. Wie allgemein die Trauer war und wie sehr die Freunde, Kollegen, Schüler, Mitbürger Hottinger zu schätzen gewußt, das zeigte sich in dem überaus zahlreichen Geleit zum Grabe, in den wenigen, aber tiefen, vielsagenden, erhebenden Worten, die der engbefreundete Geistliche bei der Abkantung dem Verstorbenen weihete, in dem schönen Grabgesang der Mitbürger, in der herzlichen Freundlichkeit, mit der man auch des Schülers Nachruf aufnahm.

Wohl thut es denen, die dem theuren Greise irgendwie nahegestanden, schmerzlich wehe, bei ihm nicht mehr Rath, Trost, Ermunterung holen zu dürfen. Wohl mögen an seinem Grabe alle trauern, denen das menschlich Hohe, Edle lieb ist: er war ein herrlicher Mensch, wie's wenige gibt. Doch Hottinger bewies sich stets als ein Mann der That. Wollen wir darum würdig um ihn trauern, so müssen wir, wie er stets gemahnt, all unsere Kraft vereinen in der liebenden That, den Geist seines reinen, selbstlosen, edeln Strebens in uns aufnehmen. Dann aber müssen wir ihn nicht mehr suchen unter den Todten, dann lebt er ewig in uns fort.

Einfügung in das Abdankungs-Gebet

beim Begräbniß von Herrn Professor F. J. Göttinger sel. am 20. Mai 1860.

„Der allmächtige Gott wolle uns vor Leid gnädig bewahren.“ — Der allmächtige Gott wolle uns in diesem Leide gnädig trösten. Der gründliche Kenner und glückliche Darsteller vaterländischer Geschichte, der durch mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch treu wirkende, mächtig anregende Lehrer der Jugend, der durch Wort und Beispiel sie begeisterte zur Vaterlandsliebe und allem Guten und Schönen, das in ihr mit beschloßen liegt, — und mehr als das: ein Träger edelster und reinsten Humanität, ein Zeuge innigsten und zugleich freiesten, durch die Liebe thätigsten Glaubens; ein Christenmensch voller Liebe und Liebenswürdigkeit und Anmuth, dessen schönster Schmuck über Alles hinaus die aufrichtige innige Demuth gewesen ist, die der anhaftenden Schranken und Unvollkommenheiten klar sich bewußt bleibt: — er ist von uns geschieden. Die Zeit seines 78sten Geburtstages hienieden ist ihm zum Geburtsfeste des ewigen Lebens, Auffahrt zur Himmelfahrt geworden. Vielen ist Vieles entzissen; Keiner von uns Allen, dem er nicht durch seine Schriften, oder in seinem Lehramte, oder als Berather und Tröster, als Freund und als „Bruder“ in persönlichem Umgange Vieles gegeben und gewesen wäre. Er war von Gott ausgerüstet als ein Licht unter uns zu leuchten. Die Strahlen dieses Lichtes haben unsern Geist erhellt und unser Herz erwärmt; wir preisen den Vater im Himmel, daß er ihn uns gab. Wir bitten den Vater im Himmel, daß der Dahingeschiedene von uns genommen, doch uns unverloren sei. Die Lichtstrahlen seines nun verklärten Geistes mögen fort und fort unsern Geist erleuchten und unser Herz erwärmen. Sein Andenken bleibe unter uns in reichem Segen! —

Des Schülers Nachruf am Grabe.

Verehrte Leidtragende!

Schmerz und Freude zugleich bewegt unser Herz, indem wir am Grabe dieses Mannes stehen; Schmerz, weil wir um eine schöne, herrliche Erscheinung, die weiten Kreisen zum reichsten Segen gewesen, wiederum ärmer geworden; Freude, innerste Freude, weil wir wiederum Einen unser nennen können, der siegreich bis zum letzten Augenblicke im Vollbesitze Das festgehalten hat, wonach wir alle streben mit unserem besten Streben: des Menschen höchste, theuerste Güter.

Ein reiches Leben hat der Verewigte durchlebt, reich nach innen, reich nach außen, und hat den Geist, der ihn beseelte, die Kraft, die in ihm lebte, in einer Stärke und in einem Umfange ausgewirkt, wie's Wenigen nur vergönnt ist. Das Vaterland betrauert in seinem Hinschiede den Verlust eines Sohnes, wie's keinen treuern, keinen ihm inniger ergebenen je besessen. Er hat es zusammenstürzen sehen in seinen alten Formen, gesehen, wie es sich unter schmerzvollen Wehen und Kämpfen aufrang zu neuer, besserer Gestalt und hat zuletzt auch noch die Früchte mitgenießen können, die uns von diesen Wehen und Kämpfen endlich geworden. Mit Begeisterung hing er ihm an von früher Jugend, diente ihm fort und fort mit Wort und That voll Muth und Kraft und Einsicht in reiner, selbstloser Liebe. Fest, unverzagt, voll freudiger Hoffnung blieb er in allen Stürmen, und als die Wasser der Parteilung einst hoch gingen und das Vaterland zu verschlingen drohten, als schon die Feinde hohnlachten über den unausbleiblich scheinenden Untergang, da vernahm das Schweizervolk ernste, tiefdringende, erhebende Worte von ihm, dem Manne, der nie aufgehört hatte an dasselbe zu glauben.

Frei von Menschenfurcht, nicht haschend nach Menschengunst, war er unbeugsam gegen alle Einflüsse des Eigennutzes, der Gemeinheit, und scharf in seinem Urtheil, wie in seinem Handeln, wo immer er auf niedrige, unedle Gesinnung traf. Hinwieder aber ehrte er wie Keiner jedes redliche Streben und besaß ein weites, großes Herz, das auch des Gegners gut gemeinte Absicht liebend umfaßte. Klar, ruhig, ohne Leidenschaft mitrathend und mithandelnd hat er zur Versöhnung von Parteien, zum Frieden, zur Einigkeit des Vaterlandes in reichstem Maße beigetragen.

Wie das Vaterland um ihn trauert als um einen seiner treuesten Söhne, so müssen trauern um ihn alle die, welche da mit ihm gesucht und gerungen nach Licht und Wahrheit. Unermüdllich war er

thätig für die Wissenschaft, prüfte immer und immer wieder das, was er erforscht und gefunden und suchte zu lernen bis an seines Lebens Ende. Wo er selbst nicht wirken konnte, da strebte er, die Wissenschaft zu fördern durch liebevolles Urtheil über die Arbeiten Anderer, durch herzliche Aufmunterung schüchternen Versuche. Aber auch seine Wissenschaft galt zunächst dem Vaterlande. Was er dem Schweizervolke geleistet mit seiner Geschichte der Eidgenossen, dem Zürcher Volk insbesondere mit seiner Zürcher Geschichte, mit seinem Zwingli und Escher, das wird unvergeßlich bleiben.

Er aber wollte, daß die Begeisterung, die ihn trug, Alle begeistere. In den Jahren seines kräftigsten Wirkens nach außen war er einer derjenigen, die am meisten sich bethätigten bei der Begründung unserer jetzigen Einrichtungen für die Volksschule und die höhern Schulen. Als Lehrer suchte er unermüdet in seinen Schülern den Sinn für edle, wahre Wissenschaft zu wecken und zu pflegen, sei's durch seinen immerdar von innigster Herzenswärme durchströmten Vortrag, sei's durch sein treues, freundliches Wirken im persönlichen Umgang. Ja, es darf wohl an seinem Grabe seiner Schüler große Zahl tief trauern. Ja manch Einem hat er entzündet die Begeisterung für die ewigen idealen Güter des Menschen, für ein treues, hingebendes Wirken im Vaterland, in der Wissenschaft, in des Lebens kleinen und großen Aufgaben.

Um ihn trauern überhaupt Alle, die ihm irgendwie nahe gestanden. Sie alle haben in ihm einen treuen, edeln Freund verloren, der da Rath und Trost wußte zu jeder Stunde, mit trauerte, mit sich freute, mit sorgte wie ein liebevoller Vater.

Der Verewigte hat Ausgezeichnetes, Bleibendes geleistet für die Erziehung und Bildung seines Volkes. Aber was ihn uns noch so lieb und theuer machte, auch als er wenig mehr nach außen wirken konnte, und uns mit Bewunderung erfüllte, was ihm unsere innigste Liebe forterhalten wird über Tod und Grab hinaus, das ist seine schöne, edle, herrliche Persönlichkeit. Dieser reine Sinn, diese Liebe, diese Milde, diese Geduld und Ergebung, diese Harmonie im ganzen Wesen, diese vollendete Ruhe des Weisen, diese ewig jugendliche Begeisterung, dieses jugendliche Feuer, das er hegte und nährte bis zum letzten Augenblick, das ist's was sein Bild in uns festhalten wird in unauslöschlich geheiligtem Andenken.

Gottinger war ein Maienkind; einen Tag vor seinem Tode hat er noch den 78ten Geburtstag gefeiert. Frühlingskraft und Frühlingssrische, sie haben ihn bis in's Innerste durchdrungen sein Leben lang, und wie Frühlingskraft und Frühlingssrische hat er gewirkt auf die Andern. Ja, sein Wirken war so groß und gut, daß, was da unter uns ist an religiösen, politischen und sonstigen Parteien, sich über seinem Grab versöhnt die Hände reicht und daß nur eine Stimme tönt aus Aller Munde: dieß war ein edler Mann.

Dir aber, mein theurer Greis, Dir ist nun wohl. Hast viel gekämpft und viel gerungen, viel gewirkt und gearbeitet, hast endlich auch gethan, wonach Du Dich oft gesehnt, niedergelegt den todesmüden Leib zur ewigen Ruhe. Dir war es stets ein tröstender, erhebender Gedanke, daß der Geist nicht gefesselt sei durch die Bande seines Leibes, daß er ein ewiges, freies Sein habe in sich. Du hast diesen Gedanken wahr gemacht durch Dein ganzes Leben. Wir wollen ihn wahr machen für uns und Du sollst uns dabei vorschweben als ein Bild, frei von den Fesseln der Endlichkeit, ewig jugendstark und jugendfrisch. Wir wollen es hier an Deinem Grabe geloben, wie Du mit reiner, heiliger Liebe zu lieben das Vaterland, fest und treu, unverzagt und ohne Furcht zu wirken und zu streben in der Wissenschaft, in allen unsern Aufgaben.

Und jenes Wort wollen wir eingraben in die tiefste Liefe unsers Herzens, das Du, zum letzten Mal unter uns redend, als das letzte gesprochen: „Die Wissenschaft, die Erkenntnisse schreiten unaufhaltsam vorwärts; aber der edle Charakter bleibt in allen Jahrhunderten sich gleich und seine Kraft ist die höhere.“ Das waltete Gott!



J. J. Gottinger als Freimaurer.

(Auszug aus der Rede bei der Trauerloge, 3. November 1860.)

Am Tage Johannes des Täufers, am 24. Juni 1813, erhielt J. J. Gottinger, damals 30 Jahre alt, das maur.: Licht in der ger.: und vollk.: Johannisloge Modestia cum Libertate. — Br.: Hans Kaspar Ott, dem im Jahre 1817 nach dem Hinschiede des hochw.: Bruders Burkhard in Basel die Stelle des altschottischen Obermeisters übertragen wurde, und den Gottinger hoch verehrte, führte damals den ersten Hammer der Loge, und die eben in Zürich anwesenden Diplomaten von Frankreich (Talleyrand) Spanien, Bayern (Oly) nahmen Antheil an dem Bundesfeste.

Im Jahre 1814 wurde er in den Gesellen-, im Jahre 1816 in den Meistergrad aufgenommen.

Die Meister hatten schnell die geistige Befähigung des jungen Maurers erkannt und beeilten sich, dessen Talente für die Arbeiten der Loge zu benutzen. Schon im Jahre 1817 wurde Gottinger daher das Amt des Redners übertragen, das er nun ununterbrochen bis im Jahre 1824 verwaltete. — Seine Vorträge, welche er in diesen 7 Jahren hielt, 32 an der Zahl, bilden einen reichen geistigen Schatz für die Loge, aus welchem sie zu jeder Zeit die edelsten Steine für ihren Bau entnehmen kann; sie sind aber schon aus dem Grunde uns von hohem Werthe, da dieselben der Zeit von Gottinger's rüstigstem Mannesalter entsprungen sind. In ihnen tritt uns die stufenweise Entwicklung seines männlichen Geistes, seiner fortschreitenden wissenschaftlichen und Gemüthsbildung entgegen, von der Zeit seiner mehr ideal-poetischen Lebensanschauung bis zu seiner konzentrirten wissenschaftlichen Richtung auf dem Gebiete vaterländischer und kirchlicher Geschichtsforschung.

Aber nicht so leicht war die Rednerstelle Gottinger geworden; der Zeitpunkt, in welchem er dieselbe antrat, waren die ersten Friedensjahre der Restaurationsperiode, die in den 15 Jahren, in denen sie dauerte (von 1815—1830) zwar äußern Frieden darbot, in welcher aber im Innern der Staaten eine allmählig steigende Bewegung sich geltend machte. Die politischen Gegensätze waren durch die Restauration keineswegs ausgeglichen worden; auf der einen Seite zeigte sich vielmehr ein starres Festhalten an den althergebrachten Begriffen, ja vielfach ein Streben nach Rückkehr auf frühere Zustände, auf der andern Seite aber ein immer heftigeres Drängen zu Fortentwicklung auf dem Gebiete des Staates, der Kirche und der Schule, wozu die zu immer freierem Leben erwachende Presse wesentlich beitrug. — Aus dem Lebensumrisse Gottingers können wir wohl entnehmen, auf welche Seite seine Individualität und Geistesbildung ihn hinzog. Diese Ansichten Gottingers traten nun auch in den Logenvorträgen zu Tage, in denen seine freimüthigen Aeußerungen ein Kopfschütteln manches Br.: veranlaßten, ja sogar einen der ältesten Br.: zu dem Ausspruche bewogen, „Gottinger ist ein gefährliches Glied der Bruderkette“.

Dieser Periode entsprangen auch mehrere seiner maur.: Lieder, sowie seine in Geist und Form vollendetsten maur.: Gedichte. — Wenn er in seinen ersten Vorträgen vor Allem die maur.: Symbolik zum Thema wählte, und dieselben in schönem dichterischen Bilde von ihrer ästhetischen Bedeutung darstellte, so ging er später zu tiefern philosophischen Erörterungen über, wobei er immer klarer, immer

inniger auf harmonische Ausbildung der menschlichen Seelenkräfte hinwies, die allein im Stande sei, dem Menschen Ruhe und Friede zu bringen. Verstand und Gemüth, Wissen und Glauben, Gesetzmäßigkeit und Freiheit waren die Themata, von denen wir fast in allen seinen Vorträgen Andeutungen finden. Ueberhaupt liebte er es, seine Gedanken durch die Stellung von Gegensätzen zur Klarheit zu bringen. — Doch bald genügte ihm dieses trockene Philosophiren, ja auch die poetischen Phantasiegebilde nicht mehr. Angeregt durch Heinrich Lavater's tiefe Untersuchungen über Mystereien und Religionsgeschichte und wohl auch durch seine eigenen Studien auf dem Gebiete der Prosangeschichte, trat er nun auch in seinen Logenvorträgen immer mehr auf das Gebiet der Geschichte der Maurerei ein. — Am klarsten spricht er sich über seine Fortentwicklung als Logenredner in seiner Rede vom 29. Juli 1827 aus, in welcher er zugesteht, daß das tiefere Eindringen in die Geschichte der Mystereien ihm zuerst seinen Mangel konsequenter wissenschaftlicher Forschung zum Bewußtsein gebracht hatten und daß seine Arbeiten als Redner der Loge wesentlich mit dazu beigetragen haben, den Entschluß in ihm zu reifen, sich mit der Geschichte der Schweiz zu beschäftigen.

Nie mangelte Hottinger bei einer Trauerloge; denn es that seinem Herzen wohl, den Dahingegangenen eine Blume dankbarer Erinnerung zu weihen und seine Trauerreden bekräftigten seine tiefe Menschenkenntniß und seine Pietät für die Verdienste der von ihm geseierten Todten. Die gehaltvollen Denkreben auf die alt schottischen Obermeister Lavater und Kaspar Ott sind wahre Muster von seinem Takt und brüderlicher Pietät.

Als Redner der Loge war er zugleich Präsident der Armenkommission zur Zeit jener außerordentlichen Theuerung in den Jahren 1816 und 1817. Die Brüder der Loge hatten eine Summe von fl. 923 zusammengelegt und 100 Viertel Kartoffeln waren von Brüdern der Landschaft eingesendet worden. Die Verwendung wurde einer besondern Kommission bestehend aus den Brüdern Heinrich Lavater, Hirzel, Diethelm Lavater, Ludwig Meyer, sämmtlich Aerzten, und Br.: Hottinger übertragen. Hottinger erstattete einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen der Kommission an die Loge, in welchem er sich ausdrückt: Es war wahrhaft erfreulich zu sehen, wie die erwähnten Brüder in Erfindungsgabe wetteiferten, wie vielerlei Wege zum stillen Ueben des Guten eingeschlagen wurden, wie es möglich ward, den Werth der Geschenke durch die Weise der Anwendung zu erhöhen und wie Vieles auch mit bescheidenen Mitteln gestiftet werden konnte. Gewiß hat diese Stellung Hottinger's zur Loge wesentlich dazu beigetragen, ihn auch zu dem segensreichen Wirken in der zürcherischen Hülfsgesellschaft zu befähigen und es ist bemerkenswerth, daß Hottinger gerade in dem Winter von 1829 auf 1830, der durch seine außerordentliche Kälte über die ärmeren Volksklassen große Noth gebracht hatte, an der Spitze dieser Gesellschaft stand, und mit unermüdeter Thätigkeit zur Lösung ihrer schweren Aufgabe mitwirkte. — Ein zartes und tiefes Mitgefühl für die Noth seiner Mitmenschen lag überhaupt in Hottinger's gemüthlichem Wesen, das er immer liebevoller ausbildete und dafür manches Opfer brachte. Selbst mittellos und oft ökonomisch bedrängt, wußte er dennoch immer für die Armen etwas sich zu entübrigen, und nie war er froher, als wenn er die Loge ein Werk der Wohlthätigkeit vollziehen sah.

Nach Niederlegung seines Redneramtes blieb Hottinger ein treues Glied der Bruderkette; er begrüßte den neuen Aufschwung, den die Arbeiten der Loge 1833 unter der kraftvollen Führung des talentvollen und für die königliche Kunst hoch begeisterten Bruders Heinrich Gysi nahmen, mit wahrer Freude, und nahm namentlich auch an den wissenschaftlichen Konferenzen regen Antheil. — Im Jahre 1836 hatten zwei Logenfeste statt, für welche Hottinger's Mitwirkung in Anspruch genommen wurde, und bei denen sowohl seine gehaltvollen Vorträge als auch seine persönliche Einwirkung so Vieles zum Gelingen der Arbeiten beigetragen hatten. Am 1. Januar 1836 wurde nämlich das erste Schwesternfest der Loge gefeiert und am 20. August desselben Jahres die 25jährige Erinnerungsfeier der Wiedereröffnung der

Loge, an welcher letzterem Feste Deputirte der befreundeten schweizerischen Logen Theil nahmen. Diese Feste, bei denen die Brüder Gysi, Drelli, Gottinger, Pestalozzi, Hess, Bobrik durch treffliche Reden mitwirkten, waren (nebst dem Feste für die Jubelbrüder Chapuis und Schweizer im Jahre 1834) die Lichtpunkte dieses Zeitraumes, welche die Kraft und Thätigkeit der Bruderkette hoben und besonders durch das 25ste Stiftungsfest der Loge die Vereinigung sämmtlicher schweizerischer Logen angebahnt hatten. Daher sind auch Gottinger's Vorträge bei den obigen Festen von so hoher Bedeutung. Am Stiftungsfeste ertheilte er eine historische Uebersicht über das Thun und die Schicksale der Loge in der verfloßenen 25jährigen Periode, in der er vorzüglich die Erinnerung an die verdienstvollen Arbeiter auffrischte und das Wirken der Loge auf dem Felde der Wohlthätigkeit hervorhob. Einer seiner glänzendsten Vaurisse ist aber wohl derjenige, in dem er den Schwestern über Natur und Zweck des Freimaurerbundes einige Aufschlüsse ertheilte. Er führte die Schwestern an den Hausaltar der Treue, der Ergebung und der Mutterliebe und endete den Vortrag mit folgenden tief gemüthlichen und begeisterten Worten:

„Heute lassen Sie uns einen noch engeren Verein schließen. Er gelte dem gemeinsamen Erringen des höchsten Maurergrades, dem Eintritte in die große unsichtbare Loge. Nicht durch äußere Zeichen und Zauberworte, oder durch geheim gehaltene Kunstvorthelle gelingt es, die Pforten derselben zu öffnen und weder ertrogen noch erschmeicheln läßt sich die Aufnahme. Die Glücklichen, die, ohne selbst zu wissen wie? sich im Innern dieser Loge befinden, sehen weder Wände, noch Throne, noch Symbole, ja! sie glauben sich unter ihren bisherigen Umgebungen und nichts in denselben geändert; aber von dem Augenblicke der Aufnahme an empfinden sie deren Wirkung: Vermehrte Kraft im Berufe, erhöhten Sinn für alles Wahre und Gute. Wohlwollender wenden Andre ihnen sich zu. Kein Wechsel des Schicksals vermag ihr Vertrauen zu erschüttern, und im dürstigen Kleide umgibt sie Zufriedenheit, wie im reichen Selbsterkenntniß und Demuth. Bilder voll erhabener geistiger Schönheit entfalten sich vor ihrem Innern, und Harmonieen wie aus einer höhern Welt umtönen sie. Diese unsichtbare Loge ist ein Vorhof des Himmels, der Schlüssel zu derselben ein rein bewahrtes Herz.“

Auch bei den spätern Schwesternfesten in den Jahren 1841, 1851 und 1858 trat Gottinger als hochgeschätzter Redner auf und selbst an unserer letzten Zusammenkunft mit unseren verehrten Schwestern, die wenige Tage vor seinem Hinschiede Statt fand, hatte er noch in seinem Herzen Theil genommen. Er wollte eine poetische Gabe uns senden, die er in seinen schlaflosen Nächten vorbereitet, aber leider nicht mehr die Kraft hatte, sie in die Feder zu diktiren. Unser Gottinger nahm überhaupt auch an den Freuden, welche die Loge den Brüdern bereitere, mit ganzer Seele Antheil. Auch die Freude, pflegte er sich zu äußern, hat der Gott der Liebe geschaffen; daher aber muß die wahre Freude durch Geist und sittliche Schönheit bezeichnet sein und nie von der Regel der Mäßigkeit abweichen. Hier gab er sich denn auch in seiner ganzen offenherzigen Liebenswürdigkeit und erfreute oft die Brüder durch seine erheiternden, ermunternden Toaste. An Musik und Gesang hatte er hohen Genuß, was namentlich einige seiner maur.: Gesellschaftslieder bezeugen können.

Der 26. August 1836 hatte auf den Altären der schweizerischen Bauhütten den Funken entzündet, der nun in den folgenden Jahren zu immer hellerem Lichte angefaßt, den Weg bereitete zu Gründung eines nationalen Baues, dessen Grundstein dann im Jahre 1844 gelegt und von Gottinger, als gewählter erster Großmeister, in Zürich eingeweiht wurde. Unser Bruder hatte, kaum erstanden von seiner Krankheit, mit Eifer und ausdauernder Geduld zur Bildung dieses vaterländischen Vereines mitgewirkt. Seiner damaligen Stellung als Kanzler des alt schottischen Direktoriums der Schweiz, sowie dem allgemeinen unbedingten Vertrauen, das alle Bauhütten des Vaterlandes in ihn setzten, war es hauptsächlich zu danken, daß nach Hebung mancher ernstern Schwierigkeit das Werk zu Stande gebracht werden konnte. Gottinger begeisterte vor Allem der Gedanke, daß durch eine Verbindung sämmtlicher schweizerischen

Johanneslogen ein nationaler Verein gebildet werde, der in diesen Zeiten, in denen die politischen Gegensätze im Vaterlande zu feindseliger Stellung gelangt waren, durch seinen versöhnenden Einfluß wohlthätig auf die Geschicke des Vaterlandes einwirken könne. Der Vaterlandsfreund wollte diese Vereinigung, ihr widmete er mit neuem jugendlichem Feuer seine Kräfte. Die Schwierigkeit der Verbindung der zwei maurer. Systeme, welche in den schweizerischen Bauhütten gepflegt wurden, das englische oder vielmehr Schröder'sche System der großen Landesloge in Bern und das alt schottisch-rektifizierte System, dessen Direktorium in Zürich war, unter Eine Oberbehörde, wurde namentlich durch seine Beihülfe gehoben. Der 5. Art. des Verfassungsvertrages war, wie Gottinger sich in einem Schreiben an Br. Tribolet in Bern und Br. Jung in Basel ausdrückt, im Wesentlichen nach seiner Redaktion angenommen. Dieser Artikel verwirft eine Verschmelzung dieser beiden Systeme als unpassend, verhütet die Aufstellung eines neuen Systemes als unzeitig, sondern anerkennt einfach jeder Loge das Recht zu, nach dem von ihr gewählten Rituale zu arbeiten und garantirt jeder derselben den angenommenen Ritus. — Ueber den Werth des schottischen Ritus aber spricht er sich in diesem Schreiben auf folgende Weise aus:

„Die Schottische Maurerei gibt der Johannismaurerei erst die Ausrundung, indem sie das religiöse Element den Lehren dieser hinzufügt. Sie gründet dasselbe auf die ewigen Grundwahrheiten des Christenthums, soweit diese allen Bekennern desselben gemeinsam sind und weist in der sichtbaren Loge die Vorschule zur höhern unsichtbaren nach. — Vollendet und von der Schale befreit soll die Schottische Maurerei den Kern der Johannismaurerei darstellen, somit eine reine Erkenntnißstufe bilden. Keine Templerei, die wir als abgethan betrachten, soll ihr ankleben, und weder Glaubensbekenntnisse aufstellen, noch Proselytenmacherei, noch hierarchische Tendenzen verfolgen, sondern allein durch wissenschaftliche Thätigkeit und moralisch anregend auf die Johannismaurerei einwirken.“

Bei der Uebernahme der Großmeisterstelle, sagt ferner Gottinger, in einer Rede die er am 23. Juni 1850 in der Loge Modestia c. Libertate hielt, befand ich mich in einem Zustande des Schwankens zwischen Resignation und Hoffnung. Die Erfahrungen eines damals 31 jährigen Maurerlebens hatten mir die Licht- und Schattenseite der Maurerei gezeigt; nie hatte ich meinen Eintritt in die Bruderkette bereut und dem schottisch-rect. Systeme war ich seiner positiv christlichen Grundlage wegen aufrichtig zugethan. An den Vorbereitungen zur Vereinigung der Schw. Bauhütten hatte ich keinen Theil genommen, ich warnte vielmehr die Modestia vor der Verbindung mit einer Anzahl Bauhütten, die offenbar eine ganz andere Anschauungsweise hatten, ich mochte aber auch der neuen Stiftung um des nationalen Grundgedankens willen keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Ernstes Bedenken erregte in mir die auf mich gefallene Wahl des Großmeisters. Die politischen Parteien im Vaterlande hatten bereits im Anfange des Jahres 1844 sich scharf gesondert, sie standen mit klarem Bewußtsein dessen, was sie wollten, sich gegenüber und der Ausbruch des entscheidenden Kampfes schien nahe gerückt. Sollte in solchen vaterländischen Verhältnissen von Seite des Bruderkreises etwas Ersprießliches erzielt werden können, so mußten die damals von Zürich und der östlichen Schweiz als die Führer der politischen Parteien anerkannten Brüder für die neue Schöpfung gewonnen werden, und an die Mitwirkung dieser zwei Brüder knüpfte ich meine Zusage zur Uebernahme der Großmeisterstelle an. So, dachte ich, müssen auch die politischen Gegner auf dem Felde der Humanität sich die Hände reichen, und wer einmal dann es ausgesprochen hat vor dem Angesichte des Allmächtigen: „Wie unsere Hände vor dir, so sollen auch unsere Seelen in treuer Liebe verkettet sein!“ der wird, wenn auch später seine politische Ueberzeugung, Lebensaufgabe und Stellung den Kampf mit einer entgegenstehenden fordern sollte, dennoch jenem Gelübde nicht untreu werden. — Es war ein erhebendes Gefühl, als jene Männer am Stiftungstage der Alpina als Festredner auftraten, in den Verwaltungsrath sich wählen ließen und über das, was dem Vaterlande in dieser Zeit politischer Aufregung vorzüglich Noth thue: Mäßigung und Milde,

bei aller Festigkeit der Ueberzeugung einverstanden sich erklärten. — Doch Verständigung über Humanitätsfragen haben nicht zugleich auch diejenige über Staatsfragen zur Folge. Nach wenigen Monaten (Ende des Jahres 1844 und Anfangs 1845) trat die vorausgesehene politische Krisis ein und die in derselben theiligten Brüder wurden theils vollständig von den profanen Verhältnissen in Anspruch genommen, theils mochte auch ihr nicht maur.: Anhang Einfluß auf sie ausüben, so daß dieselben bald aus achtungswerthen Gründen den Versammlungen des Verwaltungsrathes ferne blieben, ja zwei der thätigsten Mitglieder ihre Entlassung aus demselben zu nehmen sich bewogen fanden. — So schmerzlich Gottinger durch den Austritt dieser Brüder ergriffen wurde, so ließ er sich dadurch doch auf keine Weise beirren, das begonnene Werk unverbroffen fortzuführen.

Seine erste maur.: That als Großmeister war daher ein Werk der Versöhnung; seine Vermittlungsversuche wurden von beiden Seiten freundlich aufgenommen, und die Großloge anerkannte freudig seine Bemühungen, indem sie die ausgetretenen Brüder durch Ertheilung der Ehrenmitgliedschaft wieder in ihre Mitte aufnahm. —

Die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrathes gelobten Br.: Gottinger nun auf's Neue, treu und einig den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen und schlossen sich nur um so fester an den lieben Meister an. — Unser Bruder bedurfte dieser Ermuthigung; denn bald begannen nun auch Angriffe auf die Alpina und die Person Gottinger's selbst von Seite der politisch leidenschaftlich aufgeregten Parteien. Von der einen Seite wurde er in einem Parteiblatte verdächtigt, an der Spitze einer Verbindung zu stehen, die mit den Jesuiten verwandt sei; und in der Staatszeitung für die katholische Schweiz wurden die Freimaurer als die Urheber aller Revolutionen Europa's angeklagt und namentlich auch die Schweizer. Logen als theilhaftig bei allen revolutionären Vorgängen im Vaterlande bezeichnet und Gottinger's Name ebenfalls damit verbunden. Eine würdige Erklärung Gottinger's über die Stellung der Alpina den Regierungen gegenüber brachte die öffentlichen Organe zum Schweigen, und in der ersten Großlogenversammlung in Locle und La Chaux-de-Fonds richtete er ernste Worte an die Brüder über die Stellung der Freimaurer in den Kämpfen des Vaterlandes. — Dieses Großlogenfest im Neuenburgischen Jura, das durch die ausgezeichneten Brüder Jacot Viaget und Challandes geleitet wurde, war eines der schönsten Feste, das die Schweiz. Logen je gefeiert hatten; ein edler Enthusiasmus für die königliche Kunst, eine Gesinnungseinigkeit zwischen den Logen der romanischen und deutschen Schweiz gab den Arbeiten eine neue Weihe und Gottinger's Bestrebungen fanden ungetheilte Anerkennung. Neu gestärkt kehrte Gottinger nach Hause zurück. — Die Erfahrungen, die er gemacht hatte, die Besprechungen über die Freimaurerei in öffentlichen profanen Zeitungen, die irrigen Ansichten über unsern Bund, die dabei zu Tage traten, bewogen Gottinger, den Verwaltungsrath zu veranlassen, der Großloge einen Entwurf „der Grundsätze des Schweiz. Logenvereines“ vorzulegen, als einen Anhang zum Verfassungsvertrage und zugleich geeignet, wo es nothwendig erscheinen könnte, das Publikum über Natur und Zweck des Logenvereines zu belehren. — Diese wenigen Sätze, das Werk mancher ernstest Verathung, an denen Gottinger und Bluntschli regen Antheil nahmen, fanden die Billigung sämmtlicher Schweizer. Logen und vielfache Anerkennung von Seiten auswärtiger Großoriente. Gottinger freute sich dieser Arbeit; aber freilich, sprach er sich aus, die Hauptsache ist nun deren Befolgung; so einfach jene Grundsätze, so wenig sie in ihren Forderungen über dasjenige hinausgehen, was sich von dem guten Menschen von selbst versteht, so wird wohl schwerlich einer von uns sich sagen dürfen: Es ist kein Augenblick meines maur.: Lebens, in dem ich weder von ihrem Buchstaben noch von ihrem Geiste schon abgewichen bin. Ich wenigstens betrachte mich in dieser Beziehung noch als Lehrling. —

In der Großlogenversammlung in Basel erhielt Gottinger nun einen neuen Gehilfen, an dem ebenso geschäftsgewandten sowie Gottinger und seinen maur.: Bestrebungen ganz ergebenen Br.: Elias Keller. Gottinger übergab ihm ganz die formelle Leitung der Großloge und des Verwaltungsrathes, da die

fühlbar zunehmende Gehörschwäche ihm dieselbe immer mehr erschwert hatte. Hottinger dagegen führte eine ausgebreitete Privatkorrespondenz und wirkte durch dieselbe, seine Kreisschreiben und seine Reden, die er bei jeder Großlogenversammlung hielt, mit seiner geistigen, immer jugendfrischen Kraft wohlthätig bildend auf die Bauhütten und die einzelnen Arbeiter hin. Den Arbeiten der Modestia aber schenkte er fortwährend seine größte Aufmerksamkeit. — So waren am Schlusse seiner Amtsperiode zu Ende des Jahres 1850 die Verhältnisse der Bundeslogen, so viel es die Zeitverhältnisse gestatteten, geregelt; einzelne Bundeslogen wie einzelne Brüder hatten den Beweis geliefert, daß sie, durch Hottinger's Wort und Beispiel angeregt, auch in den politischen Kämpfen den Geist der Maurerei, Selbstverläugnung und Versöhnlichkeit begriffen und geübt haben, und im Auslande hatte der Schweiz. Logenverein sich Zutrauen und Bedeutung erworben.

Die Großloge Alpina anerkannte die Verdienste Hottinger's um den Schweiz. Logenverein durch Ertheilung des Titels eines Ehrengroßmeisters und nach seinem Hinschiede durch die Setzung eines Denkmals auf seinem Grabeshügel.

Nach Niederlegung des Großmeisteramtes betrat Hottinger nun wieder mit leichterm Herzen die Arbeitsstätte der Modestia und nahm an den Arbeiten derselben sowie an den gesellschaftlichen Zusammenkünften Theil, so viel es seine Gesundheitsverhältnisse noch gestatteten, und erst als seine Gehörschwäche ihm die Theilnahme an den Diskussionen unmöglich machte, blieb er von den Logenarbeiten weg, besuchte dagegen die Gesellschaftsabende Anfangs noch regelmäßig, später ließ er sich noch, so oft es ihm seine Gesundheit gestattete, auf den Lindenhof tragen. — In der Loge trat er zum letzten Male am Sommer = Johannisfeste 1854 als Redner auf; sein Vortrag über „die Systemverhältnisse und die Angriffe auf die Maurerei“ wurde im Drucke herausgegeben und bildet nebst seinem im Jahr 1848 herausgegebenen Vortrage „Rückblicke auf die Vergangenheit und Ausichten in die Zukunft nebst einigen Worten über die Freimaurerei“ ein werthvolles Vermächtniß des tiefen Denkers und liebevollen greisen Maurers. Hottinger's Erscheinen bei den Arbeiten der Loge und im gesellschaftlichen Kreise der Brüder war jedes Mal ein wahres Fest für dieselben. Ihnen theilte er wie seinen vertrautesten Freunden mit größter Offenheit seine Lebenserfahrungen, seine geistigen Errungenschaften mit und noch wenige Monate vor seinem Hinschiede eröffnete er in freiem Vortrage mit liebenswürdiger Bescheidenheit einen Umriss seines Lebensganges und seiner geistigen Entwicklung. Die Gesellschaft seiner Brüder war der letzte gesellschaftliche Verein, den er noch besuchte und von dem er jedes Mal in heiterer Stimmung nach Hause kehrte. Noch wenige Wochen vor seiner letzten Krankheit ließ er sich in unsere Mitte tragen und besprach sich mit seinen Nachbarn lebhaft über die großen politischen Bewegungen, die Europa durchzuckten; besonders aber für sein Vaterland nahm er regen Antheil an dem Savoyischen Konflikte, doch unerschütterlich war sein Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten und des Wahren, sein Vertrauen auf sein Vaterland und seine Hoffnung auf den höchsten Meister, der die Welt und seine Geschöpfe regieret.

Und als Krankheit ihn auf sein Zimmer einschränkte, empfing er immer mit Freude die Besuche einzelner seiner Brüder, bei denen er sich über die Angelegenheiten der Loge und der Alpina erkundigte. Die letzten Tage seines Lebens brachte er größtentheils sitzend auf dem Stuhle zu, da die durch Brustwassersucht bewirkte äußerste Athemnoth eine ruhige Lage im Bette nicht mehr gestattete; völlig ruhige Momente wechselten mit träumerischem Schlummer. Keine Klage ging über seine Lippe, und als der Todesengel in der letzten Nacht seine sterbende Hülle berührte, war es die Geschichte der Schweizerischen Reformation und Zwingli und Bullinger, die in seinen Phantasien emporstiegen und zuletzt noch die Loge. Es gebe jetzt ein großes Fest, sprach er zu seiner am Sterbebette treu weilenden Frau und Nichte, es werden viele Brüder kommen, es müsse in Allem die größte Ordnung beobachtet werden. Man solle nun ein Licht und 6 Stühle zu ihm hinstellen, damit die Vorsteher Platz nehmen könnten, er habe

Vieles mit ihnen zu besprechen; dann schloß er mit den Worten: „Das Schönste aber ist die werktätige Liebe.“ Dann schlummerte er ein, erwachte freundlich, begrüßte die Seinigen mit heller Stimme und besreute sich der ruhig zugebrachten Nacht. — Vom Bette sich erhebend, um mit den Seinigen das Frühstück einzunehmen, um ½ 7 Uhr des Morgens des Auffahrtsfestes, sank er auf's Kissen nieder. Seine Seele hatte sich emporgerungen zum Vater der ewigen Liebe.

So lebte und wirkte unser lieber nun sel. Bruder, so schwebten die Genien der Wissenschaft und der Geist des Bruderbundes noch in dem letzten Augenblicke seines irdischen Daseins um seine scheidende Seele. — Seine letzten an uns gerichteten Worte aber, der Kern seines Denkens und fruchtreichen Daseins, mögen sie in uns zur Wahrheit werden und Heil und Friede über uns und die gesammte Menschheit verbreiten; dieß ist der Dank, das bleibende, stets lebensfrische Denkmal, das wir dem sel. Br.: stiften können:

Es ist der beiden Johannes frohe Botschaft,
Es ist das Licht der Liebe zu Gott und zu den Menschen,
In reiner Gesinnung und edler That! —

Auszüge aus Br.: Gottinger's maurerischen Schriften und Reden.

Dez. 1816. Ich sah den Orden für eine Gesellschaft an, die in frühern Zeiten zur Erreichung politischer oder wissenschaftlicher Zwecke gestiftet, nach und nach in eine allgemein verbreitete Schule der Humanität übergegangen sei, wo Wohlthätigkeit auf die verborgenste, mithin edelste Weise geübt, der Trieb zu jeder Tugend durch gegenseitige Ermahnung gestärkt, die Vergnügungen der Freundschaft und je die reinsten Freuden des Lebens im Schooße der Geselligkeit auf anspruchlose und bescheidene Weise genossen werden, wo der Große auf einzelne Augenblicke sich der drückenden Fesseln des Ranges entledige, auch in dem außer unsern Hallen ihm Untergeordneten nur den Bruder erblicke und dieser seinerseits es wage, hier auch zu dem sonst weit höher Stehenden sich zu erheben. Ich glaubte die ganze Symbolik und die Verpflichtung des maurerischen Stillschweigens durch diese Zwecke genugsam begründet und versprach mir von meinem Eintritte in einen solchen Kreis, wo das Leben unter ganz neuen Formen erscheint, eine reiche Ausbeute von psychologischen Bemerkungen und Beiträgen zu erweiterter Menschenkenntniß.

Wenn an die Stelle des Freudetaumels der ersten Tage seither eine ruhigere Ansicht trat, so ist dadurch meine Achtung für die königl. Kunst, meine unerschütterliche Liebe zu derselben nur um so fester, um so dauernder geworden; auch nicht einen Augenblick hat mich der damals gethane Schritt gereut.

Und wenn dann die Trauerbotschaft nun uns zu der Todtenfeier eines in den höhern Orient getretenen Bruders rief, und die unparteiische Stimme an seiner Bahre zum Todtengerichte ward, wenn das in eines Jeden Brust erwachende Gefühl eigener Schwächen und Fehler uns alle zur nachsichtsvollen Beurtheilung stimmte, o dann eilten manchmal meine Gedanken der Zeit vor bis zu jener Stunde, wo auch ich diesen Brüdern folgen werde, wo auch an meiner Bahre sich die anklagende oder trauernde Stimme erheben, und auch mir vielleicht — möge der große Baumeister der Welt es verleihen — aus dem Auge der Rechtschaffenen eine Thräne fließen wird.

(1813—1815). Allzuhohe Begriffe von der Aufklärung unserer Zeit hatten mich zu der falschen Idee geführt, als ob unser Orden seit Erweiterung des menschlichen Wissens für das allgemeine Wohl überflüssig

und höchstens noch als eine brauchbare Schule der Humanität für den Einzelnen anzusehen sei; die Erfahrung lehrte mich, daß jene Aufklärung eingebildet und die Menschheit wohl wieder um eine folgenreiche Krise reicher, aber in der Arbeit ihrer Vervollkommnung wohl nur um einen kleinen Schritt vorgerückt sei; die Erfahrung lehrte mich, daß wir außer der großen Lehrerin der Geschichte, um wahrhaft weise zu werden, noch einer zweiten unumgänglich bedürfen und diese ist die königliche Kunst.

Eine herrliche Gabe ist die Vernunft, aber sobald sie auf den Trümmern des mit ihr ewig streitenden Gefühls sich erhebt, wird sie zum Unding. Wie kalt, wie herzlos, wie unnatürlich widrig werden nicht jene Denker und Grübler, die alles wissen, erkennen, begreifen, aber nichts mehr glauben, fühlen, empfinden. Ihre Weisheit führt sie zu einem armseligen Leugnen, Zweifeln, Spotten und gewöhnlich enden sie in den Stricken der niedrigsten Sinnlichkeit ein Leben, das schon lange ihnen und andern zur Last war. Aber eben so unglücklich sind ihre Antipoden, die Freunde eines Glaubens, Fühlens und Empfindens ohne Vernunft, ohne Kenntniß und Wissen; ihre Straße führt zum Wahnsinn; oder zur Verzweiflung. Nur da, wo beide entgegengesetzte Gaben der Vorsehung in gleichem Maße beschügt und benützt werden, wo der Geist gebildet und das Herz veredelt wird, wo zwei gleich starke Schläge auf den rohen Stein mit einander verbunden werden, folgt dann auch der gewichtige dritte, d. h. folgt Harmonie und innere Ruhe.

Wenn irgend eine menschliche Anstalt dazu geeignet ist, diese glückliche Mischung von Wissen und Fühlen zu erleichtern und zu befördern, so ist es die unsere, wo Verstand und Gemüth in gleichem Maße angesprochen werden, wo alles dazu eingerichtet ist, zwischen beiden eine reine Harmonie zu stiften und zu befestigen.

17. Dez. 1817. Nach Vergleichung der stufenweisen Entwicklung und Steigerung des Lichtes bei der Lehrlingsaufnahme mit der Bildungsgeschichte des einzelnen Menschen, derjenigen der Menschheit im Ganzen und auch derjenigen des Bundes selbst, schließt er mit folgendem prophetischen Sage: „Noch entzieht mit Weisheit am Schlusse unserer Arbeiten der Meister das Licht, das uns bei denselben leuchtete, den Blicken der Aneingeweihten. Lassen sie uns fortfahren dasselbe zu pflegen, bis einst das Wort des obersten Baumeisters alle Welt zu seinem Anschauen ruft; dann werden auch diese Hallen sinken, dann bedarf es keiner schließenden Thore mehr, keiner Vorhänge, keiner schützenden Wände. Der Weltraum wird unsere □ sein und das unermessliche Himmelsgewölbe die Decke derselben, und von Stern zu Stern, und von Aeonen durch Aeonen schlingt sich die Bruderkette, tönt der Brudername und füllen Licht und Lobgesänge den Tempel, dessen Grundriß die Liebe und dessen Namen Allseitigkeit ist.“

Januar 1818. Ueber die Symbole.

Es gibt Menschen, deren Natur es mit sich bringt, alles klar durchsehen, begreifen, erschöpfen, bis auf den Boden ergrübeln zu wollen, die am Ende deswegen in allem nur das Materielle finden, einen Brillant einen Stein, ein Meisterstück Raphaels einen gefärbten Leinwandstreifen und das prachtvoll sich wölbende Firmament den Luftraum nennen. Für diese Menschen sind unsere Symbole nicht aufgestellt, — nur der Empfindung, nur dem zartfühlenden Gemüthe entschleiert sich ihr innerer Reiz. Aber ebensowenig soll überspannte Empfindung uns zu viel davon erwarten lassen, sonst gerathen wir leicht in die Schlingen des Betrügers, oder wir wähnen uns selbst am Ende durch die Nichterfüllung sanguinischer Hoffnungen betrogen.

10. August 1819. Ueberall wird die Vollendung an einen edelmüthigen Tod geknüpft. Erhaben über die beengenden Zweifel des Verstandes, trägt das Herz in sich den Glauben an eine ewige Fortdauer auch jenseits des Grabes und anerkennt nur dasjenige als Tugend, was die Probe des Todes für Wahrheit und Pflicht auszuhalten vermag. — Lassen Sie uns diesen Tod nicht muthwillig suchen,

aber wenn er nach dem Laufe der Natur herannahet, oder wenn Pflicht, Ehre, Wahrheit, Vaterland ihn fordern, auch nicht sklavisch fürchten oder ihm feige ausweichen.

19. Dez. 1820. Mit dem Glauben an die Menschheit lehrt die Maurerweihe auch noch denjenigen an sich selbst zu verbinden, nicht jenes eitle Selbstvertrauen jugendlicher Thoren, die ohne Kenntniß und Erfahrung sich zu allem geschickt wähnen, sondern den edeln Muth eines kräftigen Charakters, der auch Ungemach und Verlust unerschüttert erträgt, in jeder Lage des Lebens in sich selbst wieder Hilfsmittel findet und sich rühmlich durchzukämpfen keine Anstrengung scheut.

Kein anderes Gefühl hat noch je eine solche Menge edler Handlungen, so ausharrende Anstrengung, so großherzige Entfagung bewirkt als die Liebe zum Vaterlande. Schon im Knaben entzündet sich ihre Flamme, sie lodert beim Jüngling in hoher Glut empor, sie durchströmt wohlthätig das Gemüth des kräftigen Mannes und beseligt durch ihren milden Strahl noch den Abend des Greises, der mit dem letzten segnenden Blick auf die mütterliche Erde in ihrem Schoße sich zur Ruhe niederlegt. Eben dieses heilige Gefühl ist es, das auch die Maurerweihe wecken und neu beleben soll. Eine der ersten Tugenden des wahren Maurers ist Liebe zum Vaterlande.

24. Oktober 1821. Politik und Maurerei. Ferne sei es von mir, von dem einen oder andern zu verlangen, daß er seine redliche Ueberzeugung aufgebe, daß er in seinen Ansichten flacher, gleichgültiger werde. Nein, meine VBr., Opposition muß sein, die Vorsehung selbst will den Kampf der Geister, ohne den bald alles geistige Leben ersterben müßte; aber mildere Beurtheilung des Gegners, Gerechtigkeit auch gegen den, der nicht unserer Ansicht ist, Liebe eines jeden Bruders soll die Maurerei uns lehren. Ja! laßt uns unsere Hallen als Friedenstempel betrachten, wo die Priester von beiden Seiten zu Einem Altar hintreten, sich mit dem Bruderkusse begegnen, dann zurückkehren jeder zu seiner Partei, um ferner für eigene Ueberzeugung redlich zu denken, zu handeln, zu kämpfen, aber nie es vergessen, daß auch der Gegner ein Bruder bleibt; bis aus der Mitte des unblutigen Kampfes die Wahrheit neu geläutert glänzend hervorgeht, und wenn nicht an diesen Säulen, doch zuverlässig im höhern Oriente uns dem ewigen und reinsten Lichte entgegenführt. —

19. Juli 1827. In der heitersten Gemüthsstimmung war ich unserm Verein beigetreten, und was ich gesucht hatte, was meinem Herzen Bedürfnis war, Freundschaft und edle Geselligkeit, fand ich in reichem Maß. Eingeschüchtert durch eine sehr beschränkte Lage und vielfache Bedrängnis während meiner frühern Jugendjahre, wie ich es jetzt einsehe, für mein Naturell die größte Wohlthat der Vorsehung, machte ich keine hohen Ansprüche an's Leben und auch bescheidene Freuden half mir die Einbildungskraft ausmalen und vergrößern. Nach und nach fand ich indeß, daß mir die Maurerei noch viel mehr biete als ich erwartet hatte.

Was ist's, das ewig jung, ewig neu, das auch jenseits noch wahr bleibt? Nicht dasjenige, womit im profanen Leben meistens der Beruf uns beschäftigt; von den Künsten der Diplomatie, den Schlachtplänen der Helden, den Systemen der Theologen, den Prozessen der Richter, den Wundern der Industrie wird wenigstens über den Sternen noch Sinn und Interesse behalten, und die irdische Hülle, die auch der trefflichste Arzt dem Tode abringt, muß doch zu ihrer Zeit im Grabe vermodern; aber was wir unter diesem sinnbildlichen Sternenzelte bekennen, daß wir Brüder sind und auch im unsichtbaren Geisterreiche es bleiben werden, die reine Freude beim verborgenen Ueben des Guten, der dankende Ausblick zum Ewigen, die Ahnung der Unsterblichkeit bei der Todtenfeier der Hinübergegangenen, das Gefühl, die Sehnsucht, welche uns aufwärts ziehen; diese sind wahr, und um so fester wird unser Bund bleiben, je mehr er fortdauernd auf diesem Gefühle ruht und je besser wir die Zeiten, wo dasselbe unter uns am reinsten sich aussprach, wieder herzustellen vermögen.

30. Jenner 1841. Es ist eine Rede, die häufig gehört wird, Verstand und Gefühl, Wissen und Glauben treten einander feindselig entgegen; wo dem Wissen zu viel Spielraum gelassen sei, werde der

Glaube gefährdet, wo das Gefühl vorherrsche, der Verstand unterjocht. Er hat Schein, dieser Sag, er wird von Tausenden ohne Prüfung nachgesprochen und dennoch ist er unwahr, dennoch geht aus ihm die Verwirrung unserer Tage hervor, und er gerade wird im Munde aller derer, die von irdischem Sinn sich nicht lösmachen können, wol in seinem Schlamme nur sich wohl befinden, das gefährlichste Feldgeschrei. Statt gelehrter Untersuchung stelle ich Ihnen das dritte unserer Sinnbilder, den Zirkel, hin. Sie sehen ihn geöffnet. Je größer diese Oeffnung wird, je mehr trennen sich die 2 Stäbe nach ihren 2 Spizen hin, aber da wo die Hand des Meisters sie hält, bleiben sie dennoch immer vereinigt. Und nun vom einfachen Bilde zum einfachen Gedanken empor. Von dem Urquell aller Vernunft, der ewigen Weisheit und Allmacht sind sie ausgegangen: Gefühl und Verstand, die 2 leitenden Stäbe, deren wir alle bedürfen, Glauben und Wissen, die zwei Richtungen alles menschlichen Strebens; zu ihm führen sie zurück, in seiner, in der Hand des höchsten Baumeisters sind sie ewig vereinigt. Aber auf sein Gebot öffnen ihre der Erde zugewendeten Spizen sich enger oder weiter, je nach den Zwecken seiner Vorsehung. Der Mensch, dessen Blick mit der Erde verwachsen bleibt, der von ihr ihn nicht erheben kann, dessen Auge geblendet ist durch die trüben, ihr entsteigenden Nebel, sieht nur die ihm zunächst liegende Spitze, von der andern aber nichts als ein Nebelbild. Daher seine Leidenschaft für die eigene Meinung, seine Verfolgung der andern, daher alle Einseitigkeit im Leben, die Frömmerei hier, die Aufklärerei dort; daher die Parteiung, das Zerrissene, das Unbefriedigende in den Zuständen der Welt, im eigenen Gemüthe, daher die Luftstreiche nach allen Seiten, der blinde, der nur zerstörende Kampf. Wer aber aufwärts blickt, sieht statt wachsender Trennung die wachsende Näherung der beiden Seiten des Zirkels, er sieht dieselbe immer deutlicher, je höher er das Auge erhebt, bis er in des Meisters Hand sie vereinigt erblickt. Die Ueberzeugung beginnt und die Zweifel verstummen. Und stufenweise verläßt ihn das Gefühl der Unruhe, des innern Zwiespalts, und stufenweise wächst der Friede seines Herzens, bis ihn selbst, am Ziele angelangt, die Vereinigung, die Ruhe der Vollendung empfängt. Und so heißt es weder „vorwärts“ noch „rückwärts“, das Lösungswort der Räthsel unserer Zeit — „aufwärts“ heißt es, nicht „erdewärts.“

15. Dez. 1844. Ganz vorzüglich möchte ich in unsern Ritualen um Beibehaltung alles desjenigen bitten, was das Gemüth erheben, ihm eine religiöse Richtung geben, den Glauben stärken kann. Die gefährlichste Krankheit unserer Zeit ist ihre Unfähigkeit zu glauben; daher der Triumph selbst des größten Uberglaubens über eine Sophistik, die nichts als verneinen kann. Wer seiner Ueberzeugung Gut und Blut opfern soll, und unsere Charakterlose Zeit braucht wieder solche Männer, der bedarf einer Ueberzeugung, die über Gut und Blut hinaus geht, der muß glauben können, da wo kein mathematischer Beweis mehr möglich ist.

24. Juni 1848. Die eigenthümliche, innerlich wahre Aufgabe, die der Maurerbund auch für alle Zukunft, sie mag sich gestalten wie sie will, festhalten und verfolgen darf, ist und bleibt diejenige eines erleuchteten, auf allgemeine Menschenliebe begründeten Kosmopolitismus, der weder positive Religiosität noch Vaterlandsiebe aufhebt; desjenigen Kosmopolitismus, den auch Christus geheiligt hat, als er den Samariter lobte, der die Wunden des fremden Glaubensgenossen verband, während Pharisäer und Levit bei dem eigenen Glaubensgenossen ungerührt vorüber wandelten.

Die höchste Meisterweihe. Wer ein wahrer Meister ist, meine Brüder, der weiß es auch, daß seine Kunst erst durch die Religion ihre höchste Weihe empfängt. Diese Religion, wir vermögen, wir brauchen sie nicht erst zu geben.

(Stiftungsfest des Schweizerischen Logenvereins am 23. und 24. Juni 1844 in Zürich.)

Zweck der Alpina. Des Schöpfers Allmacht hat Millionen von Staats- und Kirchenformen geschaffen; der Mensch, oder der Menschenverein aber, der das geistige Leben in Eine Form bannen will, zeigt dem Allmächtigen gegenüber nur seine Kleinheit.

Eine Demokratie ist möglich, haltbar, sie kann das Glück eines Volkes befördern, wenn das Volk selbst in seiner Mehrheit unverdorben ist. — Kann also die schweizerische Maurerei etwas beitragen zur Bildung, zur Verstärkung eines Kernes vertrauenswerther Männer im Vaterlande, so wird sie zu dessen wirklicher Wohltäterin.

Wir (Schweizer) sind in dem gewaltigen, allgemeinen Weltkampf gewissermaßen der vorgeschobene Posten, über den, je nachdem derselbe eine Wendung nimmt, immer der Segen oder der Fluch desselben zuerst sich ergießen wird. (Ibidem.)

Keine Mittel. Nur wenn man uns nie den Vorwurf machen kann, daß wir der Despotie des Fanatismus nur durch die eben so verderbliche der Anarchie zu begegnen vermögen, dann nur werden wir mit Erfolg die volle Kraft des Geistes und des Gemüthes einem Jesuitismus gegenüber in Anwendung bringen, mit dem unstreitig keine Humanität bestehen kann, und den daher zu bekämpfen auch eine Hauptaufgabe der Freimaurerei bleibt.

(Erster Jahresbericht des Verwaltungsrathes der Schweiz. Großloge Alpina.)

Gränze des Geheimthums. Wir werden gut thun zu bedenken, daß in unserer Zeit der wachsenden Oeffentlichkeit selbst dasjenige, was wir in geschlossener Loge vornehmen, auch der Kenntniß der nicht maurerischen Welt auf die Dauer sich kaum mehr entziehen kann, daß man den größeren Theil unserer Formen, Uebungen, Ausdrucksweise bereits kennt, daß dieses kein Unglück, sondern nur eine Aufforderung ist, unseren Arbeiten einen desto würdigeren Charakter zu erhalten und alles dasjenige aus unseren Logen zu entfernen, was einem einsichtigen und unbefangenen Beobachter zweideutig, zwecklos oder vielleicht gar kindisch erscheinen muß.

Stimme der Erfahrung. Wiege dich nicht in Idealen, drei und sechszigjähriger Greis, spricht die Stimme der Erfahrung in mir; täusche dich nicht, täusche nicht Andere!

Echter Kosmopoliticismus. Die alten Burgen sind eingestürzt, von Menschen errichtete Tempel wanken, aber in seltenen Weifestunden ahnen wir die Majestät des vom allmächtigen Baumeister selbst begründeten und eröffneten, der in seinen unendlichen Räumen die redlichen Kämpfer aller Parteien, die Bekenner seines Namens aller Konfessionen in geläutertem Streben als Brüder umfaßt.

(Vortrag bei der Versammlung der Großloge Alpina zu La Chaux-de-Fonds, 27. Juli 1846.)

Aufgabe der Zeit. Nicht die innere Wahrheit des Prinzips der Maurerei steht in Frage; um die Bethätigung, um die Anwendung desselben, um seine Erscheinung im maurerischen Leben handelt es sich.

(Dritter Jahresbericht des Verwaltungsrathes der Schweiz. Großloge 1848.)

Das nationale Element in der schweizerischen Maurerei. In allen vaterländischen Verhältnissen das humane Element anzuregen, zu pflegen und aufrecht zu halten, dieses sollte das vereinte Bestreben der schweizerischen Maurer werden, und die Stiftung ihres Bundes dadurch, wenn auch nur in bescheidenem Maße, ein Gewinn für das gemeinsame Vaterland.

(Vierter Jahresbericht u. 1850.)

Die Systeme. Zwei Systeme standen früher in der schweizerischen Maurerei neben einander. Ihre Verschiedenheit ruhte auf religiöser Anschauungsweise. „Der einfache Glaube an den gemeinsamen, allmächtigen Vater vermag die Bekenner aller Religionen in Liebe zu verbinden,“ spricht das englische System, — „im Christenthum ist die höchste Wahrheit, in ihm erst die Vollendung der Humanität“ — so das schottische. Keiner dieser Sätze hebt den andern auf. Obgleich der zweite positiver lautet als der erste, können sie dennoch friedlich neben einander bestehen.

(Vortrag bei der 4. Versammlung der Großloge zu Bern, 4. Okt. 1850.)

Glaubensbekenntniß. Von Manchen aus uns ward es schon in Anspruch genommen und auch ich habe es nie verhehlt, daß ich Christ aus dem innersten Grunde meines Herzens sei, und unter weißen Haaren und im Anblick der rasch nahenden Stunde, die mich vor einen höhern Richterstuhl

führt, werde ich am wenigsten von meiner Ueberzeugung abfallen und den Anker fahren lassen, an dem der Nachen meines Glaubens, meiner Liebe und meiner Hoffnung hängt. Wohl aber erinnere ich mich noch der Tage, wo ich durch die Labyrinth mancher Zweifel gewandelt, dennoch dabei im Bewußtsein redlichen Forschens auf Dulbung und Liebe meiner Brüder mit Zuversicht rechnete. So mag es auch Andern gehen und darum sind wir diese Dulbung und Liebe auch Andern schuldig. Sie ist allgemeine Maurerpflicht. (Ibidem.)

Desiderata der Logen-Verwaltung. Ein Hauptpunkt ist auch die nothwendige Schonung der Zeit und der Kräfte der Brüder. Gerade die tüchtigsten derselben sind in unseren Tagen durch Berufs- und andere Pflichtarbeiten in der Regel so in Anspruch genommen, daß ihnen mit Billigkeit für den Bund nur solche Opfer an Muße und Kräften, auch an ökonomischen, zugemuthet werden dürfen, von denen irgend ein der Menschheit oder dem Vaterlande heilsamer Erfolg in Aussicht steht, der dem edlen Manne solche Opfer erleichtert. (Ibidem.)

Gesetzgebung. Das Gesetz sei dem Geiste der Zeit angemessen, möglichst einfach, nicht überladen, nicht engherzig, nur das Schädliche fern haltend; der geistigen Freiheit, in deren Athem allein sich die reinste Liebe entfaltet, den möglichsten Spielraum gestattend. (Ibidem.)

Zur Arbeit. Die Symbolik unseres Bundes stellt uns dar als Arbeiter am Bau eines allumfassenden Tempels. Zur Arbeit an demselben wird Niemand gezwungen. Man muß sich freiwillig einfinden, aber nicht mit dem Uebermuth, der nach eigenem Gutdünken arbeiten will, sondern mit dem reinen Verlangen, den Plan des Baumeisters kennen zu lernen, wie er, geoffenbart in Natur und Geschichte, dem gewissenhaften Forscher sich darstellt, in des Allmächtigen Dienste nur thätig zu sein. (Ibidem.)

Libertas cum Charitate. Die Liebe ist Freiheit. Dennoch ist diese Freiheit keine Willkür, denn sie ruht auf der Verbindung mit Gott.

(Vortrag bei der Versammlung der Großloge zu Bern, 4. Okt. 1850.)

Bei Uebernahme des Großmeisteramtes der Alpina.) Noch steht an meiner Seite der Engel der Resignation; doch an der anderen auch derjenige der Hoffnung. Ich reiche beiden die Hand. Raum werde ich noch hienieden, was ich träumte, auch so in Erfüllung gehen sehen; einmal aber, denn zwischen jenseits und dießseits ist für meinen Glauben keine Kluft mehr, gewiß.

(Vortrag am Stiftungsfest 1844.)

Die drei Säulen. Weisheit ist Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung; Schönheit ist Ebenmaß aller Formen, ist Ordnung, strenge Gesetzmäßigkeit; Stärke ist Kraft des Geistes, der das wilde Treiben empörter und feindseliger, materieller Kräfte beherrscht. (Kreisschreiben, Zürich 16. Juni 1845.)

Bei Niederlegung des Großmeisteramtes. Wenn die Alpina und ihre Stiftung auch vor dem Vaterlande, das denn doch ebenfalls fragen darf: wozu seid ihr zusammengetreten? gerechtfertigt erscheinen soll, so müssen in irgend einer Weise auch Früchte derselben wirklich zu sehen sein. — Das Vaterland wird, wo wir auf dem Boden der gesetlichen Staatsanstalten für das bürgerliche und materielle Leben zu handeln haben, nach unserer Achtung derselben fragen, nach unserem entschlossenen Handeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung, nach unserer gewissenhaften Erfüllung jeder Bürgerpflicht; es wird um so mehr darnach fragen, je demokratischer, je grundsätzlich freier unsere Staatseinrichtungen sind: denn, sowie nur was in das Gebiet der Freiheit und was in dasjenige des Gesetzes gehört, sorgfältig ausgeschieden ist — so wird die strengste Heilighaltung des Gesetzes der größten Freiheit sicherster Schutz.

Wie es nun mit der Antwort auf diese Fragen bei uns stehe, das mag jeder Einzelne von uns mit seinem Gewissen abthun. Daß meine eigene Selbstprüfung mich zur Bescheidenheit gegen meine Brüder und zur Demuth vor dem Allwissenden nöthigt, dieses weiß ich mit Zuversicht. Und darum, theure Brüder, stehe ich für mich, ich stehe für Sie alle um Seinen Beistand. Möge Gott unsern Willen stärken, unsere Herzen reinigen, unsere Kräfte heben! Mit seinem Segen nur wird unsere Alpina bestehen; ohne ihn wird sie untergehen.

(Versammlung der Großloge Alpina zu Bern, 4. u. 5. Okt. 1850.)

Grundlage der Ritualien. Das Hauptmittel, dessen sich die Freimaurerei bedient, um die Mitglieder zu befähigen, der übernommenen Aufgabe ein Genüge zu leisten, sind die Ritualien. So verschieden auch diese Ritualien, je nach den Systemen, aus welchen sie hervorgingen, oder nach den Abänderungen, die in der Folge der Zeiten von den Logen selbst vorgenommen wurden, sein mögen: so ruhen sie dennoch alle auf einer und derselben Grundlage; sie gingen alle aus einem und demselben Grundgedanken hervor: demjenigen eines die gesammte Menschheit umfassenden Tempelbaues. Der Baumeister dieses Tempels ist der Allmächtige. Von ihm rührt der Plan her. Dieser Plan liegt geoffenbart in den Büchern der Natur und Geschichte, in der Geschichte vorzüglich desjenigen, in welchem die Humanität in ihrer reinsten, in ihrer wahrhaft göttlichen Erscheinung ins Leben getreten ist. Die Maurer betrachten sich gewissermaßen als lebendige Steine, die vom Baumeister selbst eingefügt werden in diejenige Stelle, für welche sie am besten sich eignen. Nicht in der Selbstbestimmung besteht ihre Freiheit, sondern darin, daß sie die Bestimmung, die ihnen der allmächtige Baumeister gibt, erkennen, und derselben in der Ueberzeugung, daß sie die beste sei, mit freiem Bewußtsein sich fügen. Das ist der Kern unserer Ritualien. (Vortrag in der □ Modestia. Sommer-Joh.-Fest 1850.)

Verschiedenheit der Freimaurerei von der Kirche. Wie der Maurerei, liegt auch den Kirchen der Begriff einer Leitung aller Dinge durch den Allmächtigen zu Grunde. Unterwürfigkeit gegen Gott, Freiheit gegenüber den Menschen ist die Lehre der Kirchen, wie der Maurerei, und doch herrscht zwischen beiden diametrale Verschiedenheit. Die Kirchen gehen vom Glauben aus; aus dem Glauben fließen die Werke, durch diesen erhalten die Werke erst ihren Werth; ja es sagt die Dogmatik einiger Kirchen, daß selbst die besten Werke nicht nur verdienstlos, daß sie eher schädlich seien, wenn sie nicht aus dem wahren Glauben herrühren. Die Maurerei geht von der That aus, von der That der Liebe, von der Selbstverläugnung, der Hingebung, die sie von ihren Mitgliedern fordert. „Beginnt,“ sagt sie, „damit, eure Brüder zu lieben, liebt in denselben Gott, zeigt eure Liebe durch stille Thaten-der Aufopferung, und der nöthige Glaube kommt dann von selbst, oder vielmehr, er war, euch unbewußt, in eurem Innern schon vorhanden. Die Kirche will im Samen die Früchte vorhersehen; die Maurerei schließt aus den Früchten auf den Samen. (Ibidem.)

Verschiedenheit der Freimaurerei vom Staat. Welche höhere Aufgabe könnte der ideale Staat haben, als seine sämmtlichen Mitglieder dahin zu bringen, daß sie ihr eigenes Wohl zu begründen im Stande wären, und zugleich als Büdget dasjenige ihrer Mitbürger? Sobald aber mehrere Staaten sind, hat jeder seinen eigenthümlichen Zweck, seine besondere Aufgabe, in deren Durchführung er nicht selten mit anderen in Kollision geräth; er erhält seinen eigenthümlichen Charakter. Für diese Aufgabe, und unter den Einflüssen dieses Charakters muß er seine Mitglieder bilden; die Aufgabe der verschiedenen Staaten muß also ebenfalls eine verschiedene sein, während diejenige der Freimaurer, die es nur mit dem Menschen an sich, dessen Bestimmung überall die nämliche ist, zu thun haben, in allen Staaten eine und dieselbe bleibt. (Vortrag in der □ Modestia, Sommer-Joh.-Fest 1850.)

Aufgabe der Freimaurerei.

Der Meister stand im Bruderkreise
Auf's heil'ge Buch den Blick gewandt,
Durch das von Pathmos frommem Greise
Uns einst die Kunde ward gesandt:
„Laßt nie der Liebe Glut verkühlen!“
Dief, sprach er, — ist Johannis Rath.
Doch schwelgt nicht bloß in den Gefühlen,
Die reinste Liebe ist die That.

(Der □ Modestia am Schlusse des Jahres 1839.)

Die rechte Mitte.

So, Brüder, würde Zwang der Alten,
Doch auch der Jungen Neu'rungslust
Die zarte Frucht im Reime spalten,
Die Pfleg' nur sucht in eig'ner Brust.
Organisirt, wo Noth gebietet;
Das Edelste wächst dennoch frei.
Erst, wo im Stamm das Fieber wüthet,
Sinkt Regel und Gesetz herbei.

(Der □ Modestia am Schlusse des Jahres 1839.)

